

Vergißeinnicht 1936

5 (1936)



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION
NUMMER 5 MAI 1936 54. JAHRGANG

Pfingstmorgen!

*Sieh', ich liege im Gebete!
Weit durchs Land geht Frühlingswonne,
Goldig-glänzend strahlt die Sonne,
Blumenduftend stehn die Beete.*

*Ringend hebe ich die Hände!
In der Seele, wie auf Erden
Laß, o Herr, es Frühling werden,
Sende deine heil'gen Brände!*

*Tränen meine Augen feuchten!
Führe, Heil'ger Geist, voll Gnade
Mich durch irre Erdenpfade
Hin zu deinem Himmelsleuchten.*

*Friede geht durch alle Weiten!
In der Pfingsten Weihrauchgluten
Gnadenströme mich durchfluten,
Ahnung ew'ger Seligkeiten!*

M. v. Ekensteen

Bitttage

Bei der innigen Vereinigung mit dem göttlichen Heiland in der heiligen Eucharistie vernehmen wir die Worte, die er einst zu den Aposteln gesagt hatte: „Bittet nur und ihr werdet empfangen; suchet und ihr werdet finden; klopfet an und es wird euch aufgetan!“ Wir wollen, an Jesu göttliches Herz gelehnt, vor allem um mehr Liebe bitten. Göttliche Liebe muß die Seele erfüllen, die vom heiligen Tische hingeht zu den Arbeiten und Lasten des Tages . . . und dem Heiland Freude machen soll. „Sieh, o Herr, mit gütiger Huld auf unser Flehen“, läßt die Kirche in der Messe von den Bitttagen beten, „sieh auf unser Wünschen und Flehen, auf daß wir nach Empfang deines Sakramentes durch die daraus entspringende Tröstung bei unserer Bedrängnis in der Liebe zu dir wachsen.“

Und immer wieder sollen diese Worte der Ermutigung aus der Morgenandacht in die kommenden Stunden nachklingen: „Jeder, der bittet, empfängt, wer sucht, der findet, dem der anklopft wird aufgetan.“ In Schwäche und Bekommenheit, in Zweifeln und Mühsalen will ich mich gerne daran erinnern. Vertrauen auf Gott und mein armes Gebet nehme ich mir vom Altare meines Gottes, der in seiner zarten, reichen Erbarmung jederzeit geben will, der sich finden läßt, der dem Klopfenden öffnet.

Christi Himmelfahrt

Aufgestiegen ist Gott in Jubelsang, der Herr begleitet von Posaunenschall. Alleluja!“ (Ps. 46. Offertorium der Festmesse).

Vierzig Tage nach seiner Auferstehung ist Jesus in den Himmel emporgestiegen. Als Sieger über die Welt, über Tod und Hölle, kehrt er zum Vater zurück. Engelscharen singen ihm Jubellieder. Die Heiligen der Vorzeit begleiten ihn; sie sind der kostbare Schatz, den seine Erlöserliebe schon erworben hat. Vom Vater huldvollst empfangen und über alles geehrt, sitzt er „zur rechten Hand Gottes“ und besitzt auch als Mensch die höchste Macht im Himmel und auf Erden. Mit ihm ist die ganze Menschheit ausgezeichnet und zu göttlichen Höhen berufen.

Drunten auf dem Ölberg stehen noch die Apostel, unverwandt dem Heiland nachblickend. Unbeweglich harren sie an der Stätte aus, wo Jesus von ihnen schied, . . . völlig gebannt durch das Große, das ihre Augen sahen und noch mehr ihr Geist erbebend ahnte. Engel müssen sie wieder zu ihren irdischen Pflichten zurückrufen und mit der einstigen Wiederkehr des Erlösers trösten. Das „Alleluja“ im Herzen, bei allem Trennungsschmerz sich selbst vergessend ob des Triumphes Christi . . . gehen sie in die lärmende Stadt hinab . . .

Dies glorreiche, selige Ölbergsbild, ganz anders als das vom Gründonnerstag vor sechs Wochen, tragen wir heute opfernd und betend in unserer Seele. Und wir sehen daraus, daß Jubelsang das Ende alles Diesseits Schmerzes sein soll und der Engel Posaunenschall, der uns Christusfreunden schon aus der Ferne tönt, doch eigentlich alle Missetöne in unserem Leben übertönen muß. Mit dem großen himmlischen Heiland in



S. Röcher

„Aufgestiegen ist Gott im Jubelsang,
Der Herr, begleitet von Posaunenschall. Alleluja!“

Hingabe an des Vaters Willen verbunden „werden wir schon den Gefahren der Gegenwart entinnen und das ewige Leben erreichen“, (Stillgebet der Festmesse), das der heutige Festtag in so strahlender Frühlingssonne uns zeigt. Das Sehnen nach Gott, des Himmels Freud, entkräftigt jegliches Erdenleid!

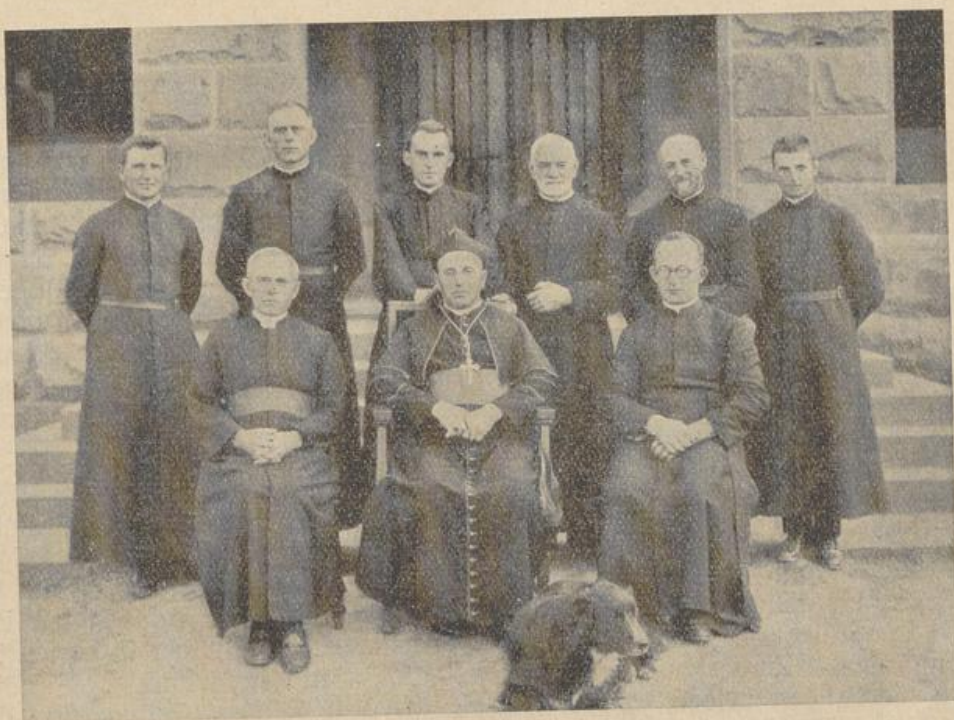
Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Apostolische Präfektur Bulaiwaho: Saienapostolat: Der hochw. P. Andreas Bausenwein, der vor kurzem von der Missionsstation Empandeni nach Bulaiwaho versetzt wurde, berichtet uns die letzten kirchlichen Vorkommnisse aus Bulaiwaho: Am 30. Januar dieses Jahres fand in der Festhalle des Franziskanerinnen-Konvents eine Versammlung der Pfarrgemeinde statt. Eine Irländerin, Miß Dennison aus Dublin, sprach über das Saien-Apostolat im allgemeinen und über die Tätigkeit der „Legion of Mary“ (Legion Mariens) im besonderen. Sie gab einen Überblick über die Arbeit, die von dieser Saien-Vereinigung im Dienste der katholischen Aktion in Asien, Amerika, Afrika, Europa und Australien zur Wiederbelebung der religiösen Betätigung lauer und abgefallener Katholiken geleistet wird. Die Mitglieder der „Legion of Mary“ haben tatsächlich allüberall wunderbare Erfolge aufzuweisen. In unzähligen Fällen ebneten sie den Priestern den Weg durch gute Vorarbeit und öffneten den Seelsorgern die Türen zu den Herzen verirrter Schäflein. Der Vortrag der Irländerin, bekräftigt und belebt durch erhebende Beispiele, machte auf alle einen tiefen Eindruck und wird sicher bewirken, daß auch in Bulaiwaho im fernen Rhodesia das Saienapostolat eifrig ausgeübt und reiche Früchte zeitigen wird.

P. Freh sagt Bulaiwaho Lebewohl! Bei der oben erwähnten Pfarrversammlung in Bulaiwaho verabschiedete sich gleichzeitig auch der Missionar, P. Freh, von der Kirchengemeinde. 3½ Jahre hatte er mit größtem Eifer in der Seelsorge der südafrikanischen Stadt gearbeitet. Der Befehl des Obern wies ihm nun ein neues Arbeitsfeld an und zwar auf der Missionsstation Embakive. P. Freh war in Bulaiwaho und dem ganzen Distrikt äußerst beliebt, besonders bei seinen ihm anvertrauten Schäflein, den halbweißen Katholiken. Aber auch Nichtkatholiken schätzten ihn sehr hoch. Er hatte stets ein freundliches Wort und gütiges Lächeln für jedermann. Im Krankenhaus von Bulaiwaho waren alle Kranken froh und vergaßen für einige Zeit ihr Leid, wenn P. Freh an ihren Betten erschien. — Die Pfarrgemeinde von Bulaiwaho sah den Missionar nur ungern scheiden. Zum Zeichen ihrer Dankbarkeit überreichten ihm die Gläubigen ein Geldgeschenk. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch soll er, bevor er seine neue Seelsorgestelle antritt, mit dem Geldgeschenk eine Reise an die berühmten Viktoria-Wasserfälle unternehmen. Auch einen Reisekoffer, eine Reisendecke und Schuhe erhielt der Missionar zu seinem Erholungsausflug. — Wir wünschen dem eifrigen Missionar auch auf seinem neuen Wirkungskreise mit Gottes Segen eine reiche Seelenernte.

Apostolische Präfektur Umtata: Port St. John's: Im Januar dieses Jahres wurde von den Mariannhiller Missionaren in dem kleinen, aber berühmten Ferien-Europäer-Städtchen Port St. John's am indischen Ozean eine neue Missionsstation eröffnet. Ein kleines Stück Land wurde erworben. Der Platz war noch mit dichtem Urwald und wildem Gestrüpp bewachsen und mußte zuerst gerodet werden. Schon ist ein Missionar mit drei Missionschwestern (Heilig-Kreuz-Schwestern) auf der neuen Missionsstation tätig. Eine Schule für die Kinder von Mischlingen wurde



Das Missionspersonal von Maria-Zell
 Patres und Brüder (Msr. Hanisch, Apostol. Präfekt, in der Mitte)
 Photo: Mariannhiller Mission

schon etwas früher gebaut und weist bereits einen sehr guten Besuch auf. Die Aussichten für eine segensreiche Entwicklung der neuen Missionsstation sind sehr gut.

Neue Schule: Bei Mpeka in der Nähe von Umtata wurde unlängst auf den ausdrücklichen Wunsch des Häuptlings Bilindlovu eine neue Tagesschule eröffnet.

Neuer Katechismus in der Xosa-Sprache: Von einem Mariannhiller Missionar wurde soeben ein neuer „Großer Katechismus“ in der Xosa-Sprache fertiggestellt. Dieser Katechismus ist aber nicht bloß eine reine Übersetzung eines europäischen Katechismus, sondern er enthält darüber hinaus wertvolle Auskünfte über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen. Es wird darin vor allem klar gelegt, welche Gebräuche von der Kirche geduldet oder gar gefördert werden können und welche nicht mit der christlichen Sittenlehre übereinstimmen. —

Missionsstation Mariazell: Die Volksschule und das Lehrerseminar der Missionsstation Mariazell hatten bei den letzten Schlußprüfungen wieder schöne Erfolge aufzuweisen. In der letzten Volksschulklasse bestanden 92% der Schüler und im Lehrerschlußexamen 82% der Lehramtskandidaten die Prüfung. Trotz verschiedener Gegenarbeit von Seiten einiger der Mission feindselig gegenüberstehenden, sektiererischen Religionsdienern hat die Mariazeller Missionschule immer so viele Schüler, daß viele Anmeldungen wegen Überfüllung nicht mehr berücksichtigt werden können. Auch sonst nimmt das Missionswerk allen Widerständen der vielen Sekten zum Trotz einen erfreulichen Fortgang. Ende letzten Jahres wurden zwei neue

Außenstationen, St. Theresia und St. Konrad, gegründet. — Mögen die zwei großen Heiligen auch weiter Gottes Schutz und Segen auf die Mariazeller Mission herabflehen!

Erster sozialer Kurs für die Umtata-Präfektur: Nachdem vor einigen Jahren schon einmal auf der Missionsstation Mariazell ein allgemeiner sozialer Kurs für ganz Südafrika stattgefunden hatte, wurde im Januar dieses Jahres ein solcher auf der Missionsstation Landsend im Transkei erstmalig auch speziell für die apostolische Präfektur Umtata abgehalten. Religiöse Unterweisungen, Vorträge über Kirchengeschichte, Belehrungen in Psychologie und in der Anthropologie, Aussprachen über das Schul- und Erziehungswesen und Erörterungen von sozialen Fragen lösten einander ab. Die Eingeborenen-Teilnehmer, Katecheten und Lehrer, waren alle ehemalige Konvertiten.

Apost. Vikariat Mariannhill: Lehrerprüfung: Zwei junge Mariannhiller Missionare, der hochw. H. P. J. Schimlek und der hochw. H. P. Ortwin Wittiver legten kürzlich die Lehrerprüfung ab und sind nun berechtigt, in Mariannhill selbst oder auf einer Missionsstation der Provinz Natal in der Schule tätig zu sein. P. Schimlek hat bereits seine Lehrtätigkeit im Mariannhiller St. Francis-College aufgenommen. P. Wittiver ist vorläufig noch als Seelsorger auf der Missionsstation St. Michael tätig. — Wir gratulieren den beiden jungen Lehrern zu dem schönen Erfolg, den sie errangen, obwohl alle gestellten Aufgaben nicht in der trauten Sprache der Heimat, sondern in der englischen Sprache zu lösen waren.

Sozialer Kurs in Lourdes: Auch das apost. Vikariat Mariannhill hielt, wie fast jedes Jahr, so jetzt wieder vom 31. Dezember 1935 bis 3. Januar 1936 einen sozialen Kurs ab. Die Tagung fand auf der Missionsstation Lourdes statt. Auf dieser Mariannhiller Missionsstation hatten im Jahre 1923 die sozialen Kurse für Südafrika ihren Anfang genommen. Nachdem die Mariannhiller Mission allein 10 solcher Kurse veranstaltet hatte und dann für ganz Südafrika die schon oft genannte „Catholic African Union“ (C. A. U.) gegründet war, wurden daraufhin auch 2 Kurse außerhalb des Mariannhiller Missionsgebietes abgehalten, und zwar im Jahre 1933 in Durban und 1935 in Johannesburg (Village Main). Jetzt haben die einzelnen Vikariate und Präfecturen jährlich ihren eigenen sozialen Kurs und schicken ihre Abordnungen zu dem alle zwei Jahre stattfindenden allgemeinen C.A.U.-Kongreß. Am sozialen Kurs in Lourdes nahmen unter anderem teil: Se. Erzellenz der hochw. Herr Bischof von Mariannhill, Monsignore A. Fleischer RMM., der apostolische Präfekt der vom Mariannhiller Missionsgebiet abgetretenen neuen Präfectur Mount Currie, Monsignore Sigisbald Kurz O. F. M., der apostolische Präfekt von Umtata, Monsignore E. Hanisch RMM. 30 Missionare, 10 Missionschwestern und 110 Eingeborenen-Delegierte. Ein staatlich geprüfter Eingeborener-Arzt, Dr. M. C. C. Motebang, der sein Doktor-Examen auf einer europäischen Universität bestanden hat, kam mit vielen Begleitern zu Pferd über die Basutoland-Berge, um an der Tagung teilnehmen zu können. 120 Meilen mußten diese Besucher auf ihren Pferden zurücklegen. — Eine Tagung, der zuliebe die Teilnehmer so große Opfer zu bringen bereit sind, muß auch große Erfolge zeitigen. —



Zeige uns dein Reich!

29.

„Moses stieg von den Ebenen Moabs auf den Berg Nebo — und der Herr zeigte ihm das ganze gelobte Land bis Dan und bis an das äußerste Meer . . .“

So müssen auch wir aus den Niederungen des Alltags zur Höhe der katholischen Glaubenslehre emporsteigen und wir werden mehr und mehr die volle Wirklichkeit schauen, von welcher das gelobte Land Israels ein bloßes Vorbild war, nämlich das universale Christkönigreich!

Moses hatte gezweifelt am Worte des Herrn und so durfte er das verheißene Land nur von Ferne sehen, aber hineinziehen durfte er nicht.

Wir hingegen wollen an die großen Verheißungen Christi fest glauben, an den vollen Inhalt der vielen Schriftstellen über sein Gesamtreich in der Zeit und Ewigkeit. Nachdem wir es einigermaßen kennen gelernt und als Ganzes erfaßt haben, treten drei der wichtigsten Fragen an uns heran: Wie gelangen wir als berechnigte Bürger in das Königreich Christi? Wie können wir mit Sicherheit innerhalb seiner gesegneten Grenzen verharren? — Und wie werden wir Christi Reich ganz bestimmt für immer besitzen und genießen? — Von der rechten Antwort hängt alles für uns ab.

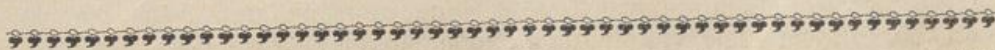
Die Königin des Gesamtreiches möge uns in ihrem Ehrenmonat Mai klaren Aufschluß geben. Maria, die Mittlerin aller Gnaden werde uns die goldene Pforte zur königlichen Residenz indem sie uns

1. Lebendigen Glauben und wahrhaft guten Willen schenkt, durch die wir in Wirklichkeit in Christi Reich eintreten und immer tiefer eindringen.

2. Indem uns die „Mutter der heiligen Hoffnung“ unerschütterliches Vertrauen und reiche helfende Gnaden von Gott vermittelt, wodurch wir unter allen Umständen und Prüfungen als Getreue Christi in seinem Reiche verharren und uns desselben immer würdiger machen bis zum irdischen Scheiden.

3. Indem uns die „Mutter der schönen Liebe“ den Schatz der heiligmachenden Gnade und der reinen Gottesliebe bewahrt und täglich mehren hilft!

Mit diesen drei kostbaren Gaben der Maienkönigin decken sich die weiteren drei wichtigsten Antworten unseres kleinen Reich-Christi-Katechismus, wie wir soeben gesehen haben. — Salve, Regina Mundi!



Marienlied aus fernem Süd

9.

Im Vordergrund der Gegenwart steht Abessinien und das Volk der Äthiopier in Afrika. — Für die marianischen Kreise ist nun von doppeltem Interesse, was der Lazaristenmissionar Pater Bätemann vor 25 Jahren über dieses Mischvolk berichtete:

Schlägt man die liturgischen Bücher auf, so staunt man über die Menge der Marienfeste der schismatischen Abessinier. Da finden wir die Feste der Unbefleckten Empfängnis, der Geburt Mariens und der Erscheinung der Jungfrau in Ägypten. Letzteres Fest dauert fünf Tage.

Ferner werden gefeiert die Grundsteinlegung der Kirche zur Gottesmutter in Cäsarea Philippi, die der hl. Petrus 14 Jahre nach der Himmelfahrt Christi vorgenommen haben soll, die Einweihung dieser Kirche, die Himmelfahrt Mariä, die Erscheinung Mariens in Abessinien, umgeben von allen Aposteln

der Geburt Mariens und am zweiten das ihres Todes begangen. Im ganzen feiern die Abessinier nicht weniger als 50 Marienfeste, an denen jede Arbeit ruht. Als Hauptfest gilt die Himmelfahrt der Jungfrau. Ein vierzehntägiges Fasten geht ihm als Vorbereitung voraus. Zahllos sind die Kirchen und Kapellen, die der Gottesmutter geweiht sind. Sie tragen gewöhnlich ansprechende Namen wie: Bundesarche, Haus Mariens, Palast Mariens, Thronhimmel Mariens. Wer immer zu Roß oder Esel an einem Marienheiligtum vorbeikommt, muß absteigen und wehe demjenigen, der Maria diese Huldigung versagen wollte:

Madonna schön . . .

Es steht in meinem Garten
Eine Fraue lilienweiß;
Der muß ich täglich singen,
Der muß ich täglich bringen
Viel Lob und Ehrenpreis.
Madonna rein, Madonna schön,
Du mußt in meinem Garten stehn.

Es steht in meiner Seele
Eine Fraue hochgeehrt;
Der muß ich alles sagen,
Der muß ich alles klagen,
Was mir mein Herz beschwert.
Madonna rein, Madonna schön,
Du mußt in meiner Seele stehn.

Es steht in letzter Stunde
Eine Fraue mir zur Seit;
Der bin ich anbefohlen,
Die wird mich fröhlich holen
In Gottes Seligkeit.
Madonna rein, Madonna schön,
Du mußt in meinem Himmel stehn.

Weigelt

die Erscheinung zu Esendena gelegentlich einer Festrede, die ein armenischer Bischof namens Markus zu ihrer Ehre hielt. Die Erscheinung der Jungfrau in Ägypten, um den Engeln die Ausrottung der Mohamedaner zu befehlen, die Einweihung der ersten Marienkirche in Ägypten. Die Darstellung im Tempel, die Verkündigung, die Erinnerung an den Tod Mariens.

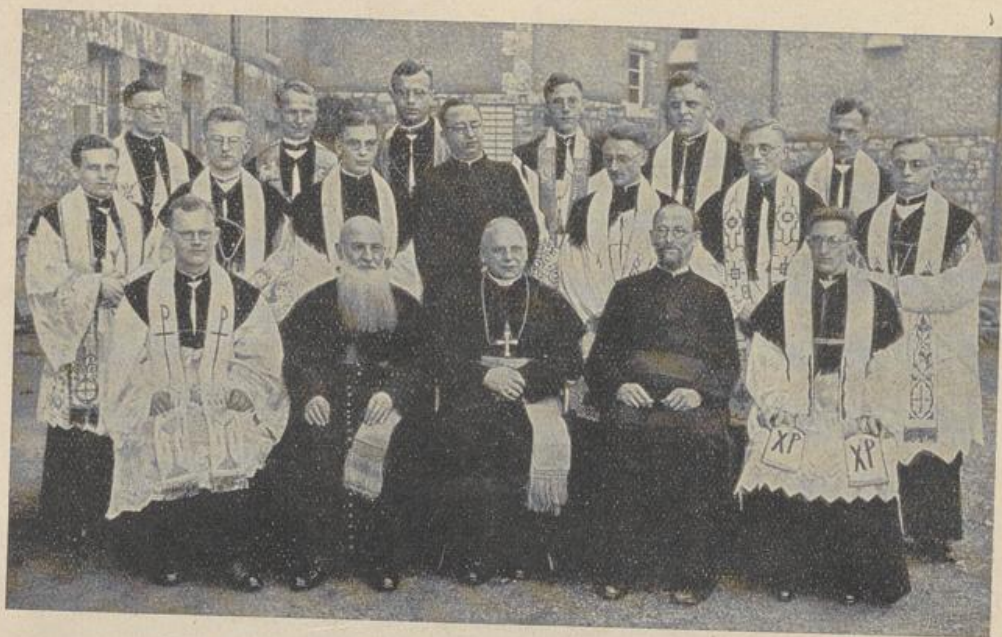
Außerdem wird am 1. eines jeden Monats das Gedächtnis



Das Haupt der gekrönten Maria aus dem Flügelaltar des Michael Pacher in Gries bei Bozen (1471—75 entstanden)

Photo: Sauerland, Wernberg

Nach einer Vorschrift des Königs Zereas Jakob aus dem 15. Jahrhundert muß in jedem Gotteshaus wenigstens ein Altar der seligsten Jungfrau geweiht sein. Auch wird nach den Gebeten zu Gott, Christus und den Tagesheiligen stets ein Lobpreis Mariens hinzugefügt. Die liturgischen Gesänge enthalten echte, poetische Stellen. Berühmt ist das Lob der Schönheit Mariens, das den König Zereas Jakob zum Verfasser haben soll. Da reiht sich Bild an Bild um ihr „Lockenhaar“, ihren „Rosenmund“, ihr „Sternauge“, ihr „Glockenwort“, ihre „Taubenunschuld“ zu schildern. Und zum Schluß heißt es doch in Wehmut: „Ein Kindeslallen



Neupriester aus dem Pius-Seminar, Würzburg
Photo: Mariannhiller Mission

ist mein Sang. Und wäre der Erde Oberfläche ein weißes Pergament und das Firmament eine riesige Papierrolle und wandelten sich des Winters Regengüsse zu Tintenströme, nie vermöchte ich dich, Jungfrau, würdig zu preisen!" (Ähnlich spricht Konrad von Würzburg im Eingang seiner „Goldenen Schmiede“, der reinsten Offenbarung mittelalterlicher, deutscher Marienminne).

Wie das kirchliche Leben die Marienverehrung gleichsam zum Mittelpunkt hat, so ist auch das private, ja sogar das öffentliche Leben mit diesem Kultus aufs innigste verbunden. Alles spricht dem Abessinier von Maria, angefangen von der goldenen Uhr, die er „Marienähre“ nennt bis zum Regenbogen, der in seiner Sprache „Mariengürtel“ heißt. Kommt ein Kind zur Welt, so sagen die Nachbarinnen: „Freue dich, Maria liebt dich!“ und die Mutter antwortet: „Amen!“ Häufig werden die Kleinen der seligsten Jungfrau geweiht und die Eltern setzen ihre Ehren darein, den Schutzbefohlenen Mariens anmutige und bezeichnende Namen zu geben, wie „Sohn Mariens, Hoffnung Mariens, Säule Mariens, Anteil Mariens, Beute Mariens, Erbe Mariens, Sonntag Mariens, Jungfrauengabe, Jungfrauenzier“ und dergl., an bestimmten Festtagen tun sich die Frauen in Reigen zusammen und singen beim Tanze: „Maria, das Jahr ist wieder dahin, nun schenke uns das neue.“ Die vornehmen Damen veranstalten von Zeit zu Zeit Gastmähler zu Ehren Mariens, zu denen sie ihre Beichtväter und Personen von Rang einladen. Nach dem Essen zieht die ganze Gesellschaft zur Kirche, um der Jungfrau Dank abzustatten.

Die Bettler beginnen und schließen ihre Bitte mit dem Worte: „Aus Liebe zu Maria, im Namen der barmherzigen Mutter!“ Die Studenten, die in Abessinien keine Pension bezahlen sondern von Almosen leben, singen auf ihren Bettelgängen von Dorf zu Dorf: „Mutter, auf deine Milde setze ich mein Vertrauen, gib du mir heute das tägliche Brot!“

Eine der gewöhnlichsten Umgangsformen lautet: „Maria stehe dir bei!“ und die Briefe beginnen beinahe ohne Ausnahme: „Wie geht es dir? Mir geht es gut durch die Gnade Gottes und die Fürbitte Mariens.“ Begibt sich der Abessinier in Gesellschaft und erheben sich die bereits Anwesenden, so sagt er: „Be Mariam! Beim Namen Maria bitte ich, gebt euch keine Mühe um mir diese Ehre zu erweisen.“

Wenn der König zum Kriege auszieht, nimmt er den „Lobot“ oder geweihten Stein aus einer Muttergotteskirche mit sich. Dieser Stein wird in einem kostbaren Zelte neben dem des Königs verwahrt und hoch verehrt. — (Fortsetzung folgt).

Auf Besuch bei unseren Missionaren

Soziale Arbeit unter den Mischlingen in Matatiele

Es ist für den Missionar in Süd-Afrika keine einfache Aufgabe, dem Rassenproblem gerecht zu werden. Groß ist die Kluft zwischen Weißen, Schwarzen und Halbweißen. Aus der gesellschaftlichen Verbindung oder vielmehr Zerrissenheit ist wenig ersichtlich, daß ein Großteil dieser drei Farben doch täglich sprechen: „Vater unser!“ Obwohl Kinder eines und desselben Vaters sind sie doch wie Fremdlinge, ja sogar in Feindschaft, Verachtung und Knechtschaft sozial auseinandergerissen.

Es sind Einigungsbestrebungen da. Die Missionare haben durch das geschlossene Vorgehen in der katholischen Aktion in 21 kirchlichen Sprengeln große Erfolge erzielt. Auch die Laienwelt, katholische und nichtkatholische Europäer — ihre Zahl ist nicht klein — fangen an ihre Aufmerksamkeit, Interesse und Mitarbeit dieser so überaus wertvollen sozialen Betätigung der Missionare zu schenken. In den letzten 12 Jahren ist in diesen Bestrebungen eine durchgreifende Organisation zurückverfolgbar. Vorher war es mehr stille, vorbereitende Einzelarbeit. Herd und Zentrum dieser katholischen Aktions-Union ist Mariannhill. Staunenswertes ist bereits sozialkulturell geleistet worden. Aber im wesentlichen befaßte sich diese Organisation nur mit den Schwarzen und deren Verbindung und Beziehung mit den Europäern. Und doch eine nicht minder intensive Aufmerksamkeit verdienen und fordern die Mischlinge. Sie waren aber bis jetzt sozialkulturell noch wenig erfasst, wenn auch der religiösen Betreuung soweit möglich die entsprechende Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

Die Halbweißen bilden ein Problem für sich. Sie sind die Mischlinge zwischen Weiß und Schwarz. Ihr Lebensstandart ist recht tief, wenig besser als die der Schwarzen selber. Meistens sind sie recht träge zur Arbeit und energielos, durchschnittlich aber gut und intelligent. Ihrer Natur haften — angeboren — die Laster der Weißen und die Schwächen der Schwarzen an. Sie sind verachtet von den Weißen und die Schwächen der Väter sind — und sind gehaßt von den Schwarzen. Im Kapland leben über eine halbe Million solcher Mischlinge. In Matatiele besteht eine nicht unbedeutende Gemeinde von halbweißen Katholiken.

Der Missionar von Matatiele, P. Otto Rüegg, hat sich wie wir einem Briefe entnehmen, zum besonderen Ziel gesetzt, diese Halbweißen zu organisieren, und sie vom sozial-kulturellen Standpunkt zu erfassen. Vorerst einmal seine Gemeinde! Aber auch den andern, den Angehörigen

verschiedener religiöser Bekenntnisse ist die Möglichkeit geboten, sich der Vereinigung anzuschließen, ja es geht sein Bestreben dahin, auch diese weitgehend zu erfassen.

Auf einer von zahlreichen Halbweißen mehrerer Bekenntnissen besuchten Versammlung wurde eine provisorische Constitution besprochen und festgelegt. Es wurden auch die ersten Offizialen gewählt. Obwohl der Missionar im Verband nur eine beratende Stellung einzunehmen gedachte, wurde ihm doch die Präsidenschaft übertragen aus einem gewissen Befürchten heraus, die junge Organisation möchte sonst nicht genügend Existenzkraft in sich tragen. Der Priester mußte auch den beratenden Ausschuß für die Zwischenarbeiten bestimmen, so war es der Wille der Versammlung, damit nur vertrauenswürdige Männer in die Leitung der Organisation hinein kämen. Die Hauptoffizialen müssen alle katholisch sein. Der Oberlehrer der großen staatlichen Halbweißenschule, ein Nichtkatholik, nahm mit einigen seiner Freunde begeistert an der Versammlung teil. Er wurde zum Vize-Vorsitzenden gewählt.

Zweck der Vereinigung ist in erster Linie: Ertüchtigung im religiös-katholischen Geiste, Erziehung der Rasse fürs soziale, kulturelle und politische Leben nach christlichen Grundsätzen. Es liegt darin eine eminente Bedeutung für den Aufbau der Kirche in Süd-Afrika, für den Aufbau eines Gottesstaates, wenn man noch so etwas erwarten darf! Die Halbweißen haben im Kapland schon einen gewissen Einfluß im politischen Leben, einige haben sogar Sitz und Stimme im Parlament. Kommunisten und andere Christentumseindliche Elemente fingen schon seit Jahren an, ihren Einfluß unter ihnen nach ihren Grundsätzen geltend zu machen. Die Halbweißen können auch noch einmal möglicherweise zu einer Macht, vielleicht zu der Macht Süd-Afrikas werden. Ein Doktor in Kapetown machte vor einiger Zeit die Bemerkung: Süd-Afrika könne noch einmal ganz Halbweiß werden. Die Europäer hätten keine! oder nur noch wenige! Kinder. Die Halbweißen haben viele! Krankheit oder Krieg könne die Europäer wegmähen. Die Mehrzahl bleibe dann die Macht im Lande. Auch das katholische Europäerblatt Süd-Afrikas, das „Southern Cross“ macht — wenn es auch noch nicht so weit sei — auf diesen Gedanken und auf die Möglichkeit aufmerksam. — Darum ist die Schulung der Halbweißen für das öffentliche Leben von eminenter Zukunftsbedeutung. Sie können aber nur durch das Vereinsleben erfaßt werden.

Es wurde auch bereits eine Vereins- und Leihbibliothek gegründet. Sie verfügen schon über eine schöne Sammlung wertvoller Bücher. Binnen Jahresfrist wurden über 500 nützliche Bücher gelesen. Es wurde von den Vereinsmitgliedern daraus mancher nützliche Vortrag erarbeitet und bei Gelegenheit der Versammlungen zum Besten gegeben.

Innerhalb der Vereinsmitglieder ist auch schon eine Sparbank und Raiffeisenkasse angelegt worden.

Die Bewegung der Halbweißeneinigung hat ihre Wellen bereits über die Grenzen von Matatiele hinaus geschlagen. Zweiggründungen werden angestrebt von den Halbweißen der weit entlegenen Missionszentren Kokstad und Matatiele.

Der Missionar, P. Otto Rüegg, erwähnt in seinem Berichte und hebt es auch besonders hervor, daß ihm diese neue Tätigkeit großes Vertrauen und viel Dankbarkeit von Seiten der Mischlinge einbringe, noch mehr, daß mancher Mischling der Abwege gegangen, seinen Glauben über Bord geworfen hatte, auf diese Weise den Weg zum Priester, zum Gebet,

zur Kirche und zur Ausöhnung mit Gott wiedergefunden habe, daß auch schon einige der Andersgläubigen seither sich zur Konvertitenklasse gemeldet hätten. Der Missionar hebt in seinem Briefe auch hervor: daß diese Halbweißen ihm eine große Hilfe bei den Befehrungsarbeiten den Schwarzen gegenüber seien.

Hoffen und beten wir, daß diese neue Bestrebung und Organisation Gottes Segen hineintrage in das 3. Jt. noch recht traurige Los der Mischlinge, sie sozial-kulturell auf eine eines Gotteskindes würdigere Daseinstufe hebe. Die Organisation soll mit ihren Bestrebungen mithelfen, ein Band der Bruderschaft zu ziehen zwischen ihnen, den Weißen und den Schwarzen, ut omnes unum sint, damit sie alle Kinder eines Vaters werden und mit Liebe der Gotteskinderschaft unter sich verbunden, in Wahrheit sprechen können: Vater unser, der Du bist im Himmel! Das ist die große Missionsaufgabe der katholischen Kirche unter den Heidenvölkern, das ist die Sendung und der Auftrag, den der Missionar im Heidenland auszuführen hat.

Mahnungen

Des Menschen Leben ist ein Kampf und bleibt es. Das weiß jeder Christ, das müssen so oft die Priester und Missionare erfahren — zuerst und allermeist an sich selbst — aber noch mehr in ihrem Bestreben Seelen zu retten. Gar oft aber wird gerade der Missionar Zeuge von Vorgängen, die ihn daran mahnen, daß kein Mensch und kein Missionar diesen Kampf allein auszukämpfen hat, sondern daß unsichtbare Gewalten um ihn herum tätig sind, die ihm zu helfen oder zu schaden suchen. Nur selten spricht der Missionar von diesen Wundern der Gnade. Er erlebt ja täglich viel größere im Beichtstuhle und anderwärts, von denen er nichts sprechen kann und sogenannte Mahnungen auf Verfehlungen sind aus Mangel an Zeugen kaum einmal überprüfbar. Sie sind wahre Wunder, jedoch nur für die Zeugen. Einige dieser Mahnungen will ich hier erzählen, wie ich sie von Patres hörte.



Der Hochaltar der Missionskirche in Himmelberg
Photo: Mariannhiller Mission

P. S., noch sehr jung, wird nachts zu einem Versehgang gerufen. Ein Schwarzer führt ihn. Sie mögen etwa eine Stunde auf dem Wege sein, als plötzlich vor ihnen neben dem Wege ein mannshohes, sehr helles Licht entsteht. Dasselbe steht ruhig dort und nach einer Weile entfernt es sich langsam vom Wege gegen eine Viehweide hin und verschwindet. Pater und Bote waren wie gebannt stehen geblieben. Der Neger wendet sich um mit der Frage: „Was ist das?“ Der Pater sagt: „Nichts! Schnell schauen sie am Platz, wo es verschwindet!“ Sie suchen beide mit dem Licht nach irgendwelchen Spuren. Sie finden nichts und gehen weiter. — Die Kranke findet der Pater aber durchaus nicht gefährlich krank, sodaß er ihr nicht einmal die hl. Ölung spendet, obwohl sie darum bittet. Er komme ohnehin am nächsten Tage in die Nähe zur hl. Messe. — Bevor er nun am nächsten Morgen zur Außenstation hinausreitet, erzählt der Pater das nächtliche Erlebnis einem alten Missionar und der sagt: „Das habe ich oft erlebt. Sofort hingehen zur Kranken und sie mit allem versehen, sie wird schnell sterben!“ Und so war es! Der Pater fand die Kranke wie vorher, versah sie aber doch mit allen Gnadenmitteln zu einem guten Tode — und sie starb schnell, bevor er noch daheim war! Der Pater erklärt aber weiter, die Lichterscheinung sei ganz bestimmt kein Sumpflicht oder Irrlicht gewesen. Die kenne er nur zu gut, zumal er sich schon einmal trotz eines Begleiters in einem Sumpf verirrt habe, wo er reichlich Gelegenheit hatte, diese aufsteigenden fahlen Lichter in nächster Nähe zu beobachten.

Einmal kam derselbe Pater von einem weiten Krankenrufe heim und als er vom Pferde stieg, atmete er tief auf: „Gott sei Dank! Heute habe ich wieder etwas erlebt!“ Später erzählte er, daß sein Pferd etwa auf dem halben Wege ganz unversehens und ohne jeden sichtbaren Grund eine Wendung machte und anhielt. Das Pferd konnte mit keinem Mittel auch nur einen Schritt weiter gebracht werden und tat, als ob es etwas Furchterliches vor sich sehe. Erst dieses Gebahren fiel dem ernstlich gefährdeten Reiter auf — er machte das Kreuzzeichen und sofort gehorchte das Pferd wieder! Es zitterte wohl noch, blies einigemal durch die Nüstern, ging aber sehr bald wieder ruhig den Weg. Der Kranke aber war ein alter Mann, der viele Jahre nicht mehr zu den Sakramenten gekommen war! Mir aber wurde von mehreren Missionaren der Rat gegeben: „Wenn solche Krankenrufe kommen, dann heißt's aufpassen und sich vorsehen auf dem Wege, solche Sachen kommen öfters vor!“ Und ich hab's erfahren!

Auf der großen Missionsstation Lourdes sind für gewöhnlich vier Priester, die aber trotzdem manchmal nicht allen Krankenrufen folgen können. Wieder einmal ging der Typhus um, und dem alten Missionar, P. S., wurde gesagt, daß eine Frau um das Versetzen bitte. Da keine unmittelbare Gefahr erkenntlich war, wollte P. S. einen angesagten Gottesdienst auf einer Außenstation nicht unterlassen, aber dann gleich zur Kranken gehen. Da wurde der Pater plötzlich selbst gefährlich krank und vergaß sein Versprechen. Zwei Tage darauf kam der Mann der Kranken auf die Station und bat erneut ums Versetzen. Verschiedene Umstände und Häufung seelsorglicher Arbeiten ließen diesen Pater fragen, ob es denn nicht morgen in aller Frühe auch noch gehe, sonst müsse er den Rektor, der gerade draußen in der Nähe beim Versetzen sei, nachhelfen und hinholen? Die Antwort des Mannes war: „O ja, leicht, so gefährlich ist es nicht.“

Bevor nun dieser Pater dann nach der ersten Messe tatsächlich hinausreiten wollte, ging er noch zum kranken P. S., um sich bei diesem um den

Weg und um andere Sachen zu erkundigen. Der aber sagte ihm ganz fassungslos: „Sie ist ja schon tot! Heute Nacht um etwa 3 Uhr ist sie gestorben. Sie kam selbst zu mir und beklagte sich, daß sie durch meine Schuld ohne Sakramente habe sterben müssen. Sie ist nicht verloren, muß aber viel leiden. Helfen Sie mir für sie beten!“ Bald darauf kam auch tatsächlich ein eiliger Bote, daß die Kranke bereits um etwa 3 Uhr früh



Scherenschnitt von Sr. Edelwida D. S. Fr.
Pfingsten!

gestorben sei. Der Pater möge umkehren, wenn er etwa schon auf dem Wege sei. —

Ein ganz eigenes Erlebnis hatte P. J. seinerzeit in Farbiw. Er erhielt die Meldung, daß ein abgefallener Weißer krank sei und dringend den Missionar wünsche. Es war 5 $\frac{1}{2}$ Stunden dorthin, der Weg unbekannt und sehr beschwerlich. Morgens nach der Messe macht sich der Pater auf den Weg, nimmt aber zur Vorsicht auch noch einen schwarzen Arbeiter der Station mit. Nachdem die beiden Reiter den ersten Berg hinter sich haben, kommen ihnen ein alter Mann und eine Frau entgegen. Diese

frägt der Pater: „Kennst du den N.“ Der Mann sagt: „Ja, ich komme gerade von ihm, ich bin mit meiner Frau heute bei ihm über Nacht geblieben. Du kannst umkehren, er ist gar nicht mehr recht krank und wird gesund werden. Geh nur heim!“ Der Pater war wirklich schwer versucht umzukehren, zumal die beiden Fremden derart derb und spöttisch daherschwächten, daß er meinen mußte, nutzlos zu gehen. Aber umkehren? Grundsätzlich nicht!

Nach ungefähr einer weiteren Stunde Weges begegnen dem Missionar zwei junge, lustige Burschen, die singend und im Tanzschritt des Weges ziehen. Sie grüßen freundlich und fragen selbst um das Wohin. Der Pater mußte immer wieder um den Weg fragen, nannte sein Ziel und erhielt die Antwort: „O, der wird heute noch gesund werden. Wir sind bei seinem Hause vorbeigekommen und haben ihn gesehen auf- und abgehen und Ballitsch essen. Du brauchst dich nicht mehr zu bemühen.“ Der Pater ärgerte sich, sein Begleiter schimpfte über den vergeblichen und schlechten Weg und wandte das Pferd. Aber umkehren auf halbem Wege? Nein! Dem Pater gefielen die Burschen nicht, wie ihm auch die Verschmähtheit des früheren Baares aufgefallen war!

So kamen die beiden Reiter am späten Nachmittag zum gesuchten Hause. Sie finden einen sehr schwer kranken Mann, der mit ausgebreiteten Armen Gott und dem Missionar dankt und nach vielen Jahren des Abfalles und schwerster Sünde reumütig sterben will. Er wird wieder aufgenommen und versehen. Von den merkwürdigen Boten unterwegs weiß weder er noch die Frau des Kranken etwas; sie versichern, es sei auch gar niemand vorbeigekommen. Nach etwa einer Stunde stirbt der Kranke. P. J. übernachtet in einem nahen Heidenkraale und segnet das Grab am nächsten Morgen mit besonderer Sorgfalt, aber auch mit Dank gegen Gott ein. Sein schwarzer Arbeiter aber meint, jetzt verstehe er, warum er den Mann mit seiner Frau, als er ihnen nach der ersten Begegnung nachsehen wollte, nirgends mehr sehen konnte.

Ein entführter weißer Knabe wird von Basutos erzogen

Von P. Albert Schweiger RMM.

(Schluß)

So oft die Transporttreiber aus Bondoland den Kraal besuchten, brachten sie Fleisch mit, besonders für ihren kleinen Freund Philipp. Brot wurde eigens für ihn gebacken, und er und der Chief hatten Brot und Marmelade, was allen anderen vorenthalten blieb. „Und so oft ich Marmelade bekam, war sie dick aufgelegt, und zwar auf beiden Seiten der Brotes.“ Seine Hauptnahrung war natürlich die des ganzen Stammes: Maisbrei mit Milch und gelegentlich Fleisch. Er erinnert sich, wie man ihn tagtäglich unmittelbar nach dem Aufstehen zum Viehkraal hinunter trug, bewaffnet mit seiner eigenen Flaschenkalabasse, um sie direkt von der Kuh mit Milch anzufüllen. Dann wurde er wieder in seine Hütte zurückgetragen, um dort seinen Anteil von Maismehl- oder Hirsenbrei in Empfang zu nehmen. Zum Mittagessen saß jedermann rund um den Familientopf herum und half sich selbst mit einem langen hölzernen Löffel. Alles wurde aus dem Topf gegessen, und zwar mußte

die Nahrung kalt sein, da man heißes Essen als ein nicht gutes betrachtete. Ausnahme von dieser Regel jedoch bildete es bei der seltenen Gelegenheit, wenn ein Kind geschlachtet wurde. Dann machte man Feuer an und das ganze Kind wurde über dasselbe gelegt zum Braten, und sämtliche Kraalinsassen nahmen Teil am Schmause. Jeder hatte ein Messer, und während das Kind noch am Braten war, wurden Teile davon abgeschnitten und gegessen. Sie machten sich wenig daraus, ob das Fleisch vollständig gekocht oder gebraten war, so lange es noch warm und nicht gar zu roh war.

Philipp nahm an den Spielen und dem Unterricht der Kinder teil. Doch war es letzteren nicht gestattet, mit ihm grob zu verfahren. Er erinnert sich im Besonderen an das „Ochsenwagen-Spiel“ mit den sonderbar geformten Knöchelbeinen von Schafen oder Rindern. Bei den unvermeidlichen Scheingefechtspielen oder ähnlichen, wo es etwas grob und ungestüm herzugehen pflegte, wurde für ihn eine eigene kleine Leibwache aufgestellt, um irgend einen körperlichen Unfall zu verhindern. Die Schule bestand aus einer großen Hütte aus Stein und Mörtel, der ein alter, gutmütiger, eingeborener Prediger vorstand. Er lehrte die Kinder Rechnen und Lesen in der Sesuto-Sprache. Die Kinder saßen auf langen Bambusbänken; aber Philipp kann sich nur mehr an das Alphabet und das Buchstabieren einiger weniger Worte erinnern.

Der Pflanzendoktor ist ihm unvergeßlich. Philipp wurde zu ihm gebracht, als er einmal von heftigen Leibschmerzen gequält wurde. Der alte Mann mischte ein Tränklein von einer wunderbaren Ansammlung von Kräutern und Wurzeln zusammen, und die Schmerzen verschwanden wie durch Zauber.

Kann man sich da noch wundern, wenn das kleine weiße Büblein dieses wohlwollende „wilde“ Volk lieben lernte und seiner noch heute mit dankbarer Nührung gedenkt, das ihn zweifellos besser behandelte als irgend ein weißer Mensch, den er gekannt hat? —

Dies würde das Ende von meiner Geschichte sein, und Philipp würde sehr wahrscheinlich ein in jeder Hinsicht perfekter Mosuto für sein ganzes Leben lang geblieben sein, und, wie er selbst so bedauerlich erklärt, wäre er heute der Schief dieses Volkes, wäre nicht das Schicksal dazwischen gekommen, um seinen Lebenslauf rückwärts in die Pfade der Zivilisation zu führen.

Philipp war etwa 12 Jahre alt, als die Rinderpest sich über das Land verbreitete. Alles Ab- und Zugehen von Rindern in den Ländergebieten der Eingeborenen wurden eingestellt. Die schwarzen Freunde von Philipp flohen mit ihren Herden in der Hoffnung, den strengen Gesetzesvorschriften hinsichtlich der Rinderpest zu entgehen. Sie nahmen Zuflucht bei den Langeberg-Eingeborenen. Ihre Flucht jedoch war ganz umsonst; denn alle ihre Rinder mit denen von Langeberg wurden von den weißen Polizisten erschossen, was einen großen Notstand zur Folge hatte. Von Hunger gequält, lehnten sich die Schwarzen in ihrer Verzweiflung gegen den Weißen auf. Vom Kapland wurde eine Expeditionstruppe herauf geschickt, um den Aufstand gewaltsam zu unterdrücken. Während des Gefechtes wurde Philipp mit etwa 50 anderen gefangen und ins Lager der Weißen abgeführt.

Van der Byl hat noch lebhaftere Erinnerungen von diesem Gefangenenslager. Unmittelbar nach Ankunft dortselbst wurden sie in ein großes Faß voll von übelriechendem Stoff getaucht und desinfiziert, darauf mit

einem besonderen und deutlichen Merkmal geimpft. Er meinte, sie würden gegen die Rinderpest geimpft; doch da diese nur eine Rinderseuche war, so ist es eher wahrscheinlich, daß man sie vorsichtshalber gegen Pocken impfte, welche zu jener Zeit bedenklich unter den Eingeborenen verbreitet waren. Es mußte Vorseeung getroffen werden, daß diese Seuche nicht ins Kapland verschleppt wurde, wohin die Gefangenen verschickt werden sollten. Nach ungefähr 10 Tagen Gefangenschaft wurden sie in Viehwagen nach Kapstadt verladen. Dort angekommen, mußten sie zwei Tage lang in den Güterhallen verbringen, woselbst sie sich ihr Essen, das ihnen verabreicht wurde, selbst kochen mußten.

Darüber befragt, wie es van der Bhl zu Mute war, als er wieder



Missionshaus St. Georgen am Längsee, Kärnten

Photo: Sauerland, Wernberg

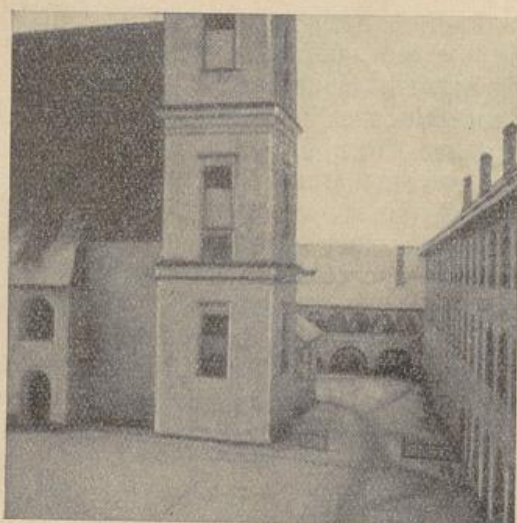
mit der Zivilisation in Berührung kam, und ob er davon Kenntnis hatte, daß er sich in der Nähe seiner Heimat befand, und ob er Verlangen darnach hatte, seine Leute ausfindig zu machen, schüttelte er langsam den Kopf und erwiderte: „Nein; ich war damals ein wirklicher Kaffer; ich hatte alles von meiner Heimat vergessen, nur kannte ich noch meinen Namen.“

Ein Metzger von der Strandstreet, Tregida mit Namen, der sich gerade am Bahnhof befand und der der Sesutosprache mächtig war, bemerkte den jugendlichen weißen Burschen und fragte ihn aus. Er nahm den Knaben mit sich in seinen Laden und, ohne Wissen desselben, zog er nähere Erkundigungen ein in der Absicht, mit dessen Eltern in Berührung zu kommen. Das nahm längere Zeit in Anspruch, da es dortmals noch keinen Telephonverkehr gab. Philipp wurde bald seines beschränkten Ortes und seiner sonderbaren Umgebung überdrüssig und sehnte sich heftig nach Freiheit. Nachdem er mit einem Schwarzen zufällig zusammentraf, machte er sich mit ihm auf und davon. Sie verbrachten die Nacht auf einem Berge, um am nächsten Morgen auf der anderen Seite ganz nahe bei Moivbrah herabzukommen. Sie müssen ein sonderbares Paar gewesen sein. Philipp strotzte von Schmutz, da er sich seit seiner Gefangen-

schaft nicht mehr gewaschen hatte. Er stak noch in seiner Ziegenfell-Bekleidung und, obgleich er ohne Schuhe war, befanden sich seine Füße in ungeheuerlich aussehenden Wollstrümpfen. Aber seinem Rücken war ein mit einem Stück Strick zusammengebundener sehr alter und schäbiger Mantel und ein ausgebauchter grober Sack, der alle seine irdischen Habseligkeiten enthielt. Nicht Wunder, daß das Paar die Aufmerksamkeit und Heiterkeit aller, die sie zu sehen bekamen, erregten. Bald wurde Philipp zu seiner größten Bestürzung von einer Frau angehalten und ins Verhör genommen; sie hatte ihn schon längere Zeit hindurch mittheilsvoll betrachtet. Es war Frau Fredericks, eine Freundin von Philipps Mutter, die natürlich alle Einzelheiten des schon längst verschollenen Kindes wußte. Da sie jedoch, mit Ausnahme von seinem Namen nichts aus ihm herauszubringen vermochte, bestand sie darauf in größter Erregtheit, mit ihr zu seiner Mutter zu gehen. Es läßt sich denken, was die arme Mutter gefühlt hat. Sie trauerte schon viele Jahre hindurch um ihren verlorenen Sohn, und ganz unerwartet wird sie jetzt diesem von Schmutz förmlich strotzenden jungen Wilden gegenübergestellt. Es war ihr rein unmöglich, ihr verlorenes Kind wieder zu erkennen. Sie weigerte sich zunächst hartnäckig, ihn als solchen anzuerkennen. Die völlig hilflose Frau versuchte es, ihn um Näheres auszuforschen, brachte aber rein gar nichts aus ihm heraus, da er nur Sesuto und einige Brocken verstümmeltes, holperiges Afrikaans verstand. In ihrer Verzweiflung schickte sie um einen Mann, Mossop mit Namen, der in der Nähe eine Gerberei hatte und der Sprachen der Eingeborenen mächtig war. Nach einem längeren Kreuzfeuer von Fragen zeigte es sich zweifellos, daß die sonderbare kleine Vogelscheuche in der That der längst verschollene Sohn dieser Frau war.

Die bemitleidenswerthe Mutter begann sofort mit einer gründlichen Reinigung ihres Buben. Sie bereitete ihm ein warmes Bad und striegelte und fegte ihn. Seine Habseligkeiten wurden außerhalb des Hauses verbrannt. Das war für Philipp des Guten ein wenig gar zu viel. Bei nächster Gelegenheit machte er sich auf und davon. Er kam jedoch nicht weiter als bis Newlands, sechs Meilen von Kapstadt entfernt, und zwei Meilen von Mowbray, seiner Heimat. Dort fing ihn die Polizei auf und lieferte ihn seinen Angehörigen zurück. Nun begann für Philipp die sehr harte Aufgabe des Wiedergebilsertverdens. Seinen Geschwistern verursachte er viele Heiterkeit, seinen Eltern Bestürzung und Ratlosigkeit wegen seiner haarsträubenden Mißgriffe, die ihm beständig unterliefen. Es schien z. B. ganz ausgeschlossen, ihm die Bedeutung von Geld beizubringen. Er hatte nie und nimmer etwas damit zu tun gehabt, obgleich er in einem heimlichen Gürtel, den er sorgfältig um seinen Leib befestigt hatte, eine beträchtliche Geldsumme, die er von seinen Freunden geschenkt bekam, bei sich trug, das er aber sorgfältig vor seinen Angehörigen zu verbergen suchte. Dieses ganze Geld bestand ausschließlich aus lauter Silbermünzen, und er wußte nichts von Kupferstücken. Wenn man ihn irgendwohin sandte, um etwas zu kaufen, so warf er die Kupferstücke hinweg; und falls man ihm ein halbes Kronenstück gab, um damit ein Pfund Zucker zu kaufen, so gab er einfach dem Ladner das Geld und sagte „Zucker!“ und brachte dann Zucker im Werte von einer halben Krone zurück. —

Seine größte Schwierigkeit bestand in der Wiedererlernung seiner eigenen Muttersprache; denn seine Eltern waren so ungehalten und be-



St. Georgen a. Längsee
(vom Nordflügel gesehen)
Photo: Sauerland, Wernberg

schämt über ihren weißen Kaffer, daß sie ihn stets schlugen, sobald er die Sprache der Eingeborenen gebrauchte. Man sandte ihn nun nach Mowbrah in die Schule. Da hatte er immer seine liebe Not; denn die anderen Kinder stichelten ihn fortwährend und brachten ihn in Wut, sobald sie ihn „Zebrastrumpf“ oder „Kaffer“ nannten, da ihn viele von den Schulkindern bei seiner Heimkehr gesehen hatten. Die Folge davon war, daß er mit ihnen auf beständigem Kriegsfuß lebte und, wie er selbst gesteht, sich ihnen gegenüber als einen ganz echten „eingeborenen Wilden“ stets bewies.

Die Lehrerin ertrug diesen Zustand, so lange es eben ging; aber zuletzt ging es doch nicht mehr, und sie jagte ihn kurzerhand aus der Schule fort; denn er war unbezähmbar und ein richtiger Wildling im Herzen und nach außen.

Nun machte er einen neuen Versuch des Davonlaufens. Diesmal gelang es ihm, bis nach Sommeret-West zu kommen, d. h. 30 Meilen von Kapstadt. Auf einer dortigen Farm gab man dem Ermüdeten und Ausgehungerten zu essen und Nachtquartier. Es hatte jetzt allen Anschein, daß es im Schicksal beschlossen war, daß Philipp unter seinem eigenen Volke zu leben habe. Die Farmersfrau nämlich fragte ihn fürsorglich aus, und durch einen merkwürdigen Zufall stellte es sich heraus, daß sie die Tante von ihm war. Man machte seinen Eltern Mitteilung davon, und er wurde nach Mowbrah zurückgeliefert.

Seine Erziehung kam jetzt zu einem plötzlichen Abschluß. Die Eltern schickten ihn in eine Milchwirtschaft zur Arbeit, zu einem gewissen Defenah. Dieses Leben sagte ihm mehr zu, und er harnte dort für 21 Jahre ununterbrochen aus. Er verließ diesen Platz erst, als er während des unterdessen ausgebrochenen Weltkrieges sich der Armee anschloß. Nach dem Kriege fand er gelegentlich Beschäftigung bei der Eisenbahn, wo er noch heute als Hebekranmann angestellt ist.

Im nämlichen Warenschuppen befindet sich ein eingeborener Arbeiter, der sich noch ganz gut an den weißen Knaben „Kleimbos“ erinnert, den sein Chief Aron Mkatane an Sohnes statt angenommen hat, und er spricht oft von der Zeit, wo Van der Bhl unter ihnen als einer ihresgleichen gelebt hat. Auch traf Van der Bhl kürzlich mit zwei Schwarzen zusammen, die in Blaauwberg-Strand für Mr. George Stevens arbeiten. Diese kamen vom ganz gleichen Kraal, wo er seine Kindheit im Basutoland verbrachte, und erinnerten sich seiner noch ganz gut.

„Tut es ihnen leid, daß sie gefangen und zurückgebracht wurden?“ wurde van der Bhl gefragt, „und glauben Sie wirklich, daß ein Leben, fern von aller Zivilisation, wie es die Eingeborenen führen, besser und glücklicher sei?“ — „Nun, nachdem ich jetzt schon so lange Zeit zurück

bin und ziemlich etwas von der Welt erfahren habe, könnte ich nicht mehr dorthin zurückkehren“, erwiderte er; „aber es war in der Tat die glücklichste Zeit meines ganzen Lebens. Diese Schwarzen waren zu mir unvergleichlich besser, als meine eigenen Angehörigen. Sie schauten auf mich, als ob ich ein Prinz wäre, und ließen mich kaum zu Fuß gehen, indem sie mich überallhin trugen. Ich hatte durchaus kein Verlangen darnach, sie zu verlassen und war ganz zufrieden bei ihnen.“

Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

(Fortsetzung)

Ich konnte auf dieser Reise auch feststellen, daß die Eingeborenen der Transkei bereits sieben Volksbanken gegründet hatten. Das war der Erfolg meiner Vorträge im vergangenen Jahr. Sie zeigten mir ihre Bücher und stellten einige Fragen. Eine dieser Banken schrieb mir im letzten April: „Wir betrachten dich als den Vater unserer Genossenschaft. Denn bevor du zu uns sprachst und uns den Weg zu Erfolg und Wohlstand zeigtest, waren wir ganz im Dunkeln. So sei versichert, daß wir immer noch von dir Leitung und Führung erhoffen.“ Als ich zu ihnen kam, erzählten sie mir, daß sie im letzten Jahr einen Reservefonds von 1000 Mark zusammengebracht hatten.“

Im Jahre 1931 schreibt Hochwürden P. Bernard Huß, RMM., über seine Tätigkeit auf sozialem Gebiete folgendes: „Fünfzehn Jahre lang, von 1915—1930, bin ich Direktor des Lehrerseminars für eingeborene Lehrer in Mariannhill gewesen. Während dieser Zeit habe ich mich auch auf dem sozialen Gebiet betätigt und in den verschiedensten Teilen von Südafrika in den Versammlungen der Eingeborenen gesprochen. Mit Hilfe der Carnegie-Stiftung von New-York wurde es mir möglich, im Jahre 1930 Amerika und Europa zu bereisen, um mehr Erfahrung für diese Arbeit zu sammeln. Nach meiner Rückkehr nach Mariannhill gegen Ende des Jahres 1930 fand ich, daß es mir unmöglich wurde, neben der ins ungeheure anwachsenden sozialen Arbeit auch noch meinen Posten als Direktor des Lehrerseminars für Eingeborene zu versehen und legte dieses Amt nieder. Ich folgte einer Einladung nach der Missionsstation Mariazell und siedelte am 22. Januar 1931 dorthin über.“

Während des Jahres 1931 war ich also frei und konnte mich ganz der sozialen Arbeit widmen. In allen Ländern Südafrikas hielt ich Vorträge mit Ausnahme des großen Zululandes, welches ich für das Jahr 1932 in Aussicht nahm. Zuerst



St. Georgen a. Längsee
(Klosterkirche vom Westflügel gesehen)
Photo: Sauerland, Wernberg

hielt ich Vorträge über gemeinnützige Zusammenarbeit und sozialer Anthropologie auf unserem neunten afrikanischen katholisch-sozialen Kurs auf der Missionsstation Lourdes vom 1. bis 6. Januar. Während des Monats Februar sprach ich zu den Eingeborenen in der Umgebung der Station über Landwirtschaft und Organisation. Vom 16. bis 29. März sprach ich in einem Ferienkurs für eingeborene Lehrer in Swaziland in der St. Josepfs-Mission (Servitenpatres), es waren dort vierzig katholische und 10 andersgläubige Lehrer beisammen. Die Vorträge, fünf am Tage, gingen über Kinderpsychologie, Schulmethoden, Landwirtschaft, Wirtschaftslehre, dramatische Bühnenkunst und außerdem organisierte ich Spiele im Freien. Am 23. März sprach ich zu den Eingeborenen von Mbabane, dem Sitz der Regierung von Swaziland und am folgenden Tage zu einer Gruppe von sehr armen Eingeborenen in einer Eingeborenenreservation außerhalb der Stadt Breyten in Transvaal, wo es viele Kohlenbergwerke gibt. Am 17. April sprach ich in einer Versammlung von eingeborenen evangelischen Pastoren in Natal und am folgenden Tage zu den Eingeborenen des betreffenden Distriktes in ihrer Kirche. Vom 10. bis 21. Mai reiste ich durchs Basutoland und hielt große Versammlungen ab im Rahmen der „Katholischen Afrikanischen Union“ (C.A.U.), die Themata gingen alle über Ackerbau, Landwirtschaft und gemeinnützigen Zusammenschluß. Die Versammlungen wurden gehalten auf den Missionsstationen und in den Regierungsgebäuden. Die meisten Regierungsbeamten waren sehr freundlich, nur zwei hatten die Bevölkerung von der Versammlung nicht in Kenntnis gesetzt und waren offensichtlich gegen meine Ansprachen an die Eingeborenen. Einer dieser Beamten sagte, daß in der kleinen Stadt kein Platz sei für eine Versammlung, aber 150 Männer waren doch gekommen und bestanden darauf, mich zu hören. So hielt ich denn die Versammlung auf der Straße ab und zwei Stunden lang hörten sie mit großem Interesse zu. Auf dieser Reise sprach ich im ganzen zu etwa 5000 Basutos. Auf der letzten Versammlung am 21. Mai zu Duthing war ich 30 Meilen von Mariazell entfernt. Um zurückzukommen, hätte ich einen Tag mit dem Wagen und dazu noch drei Tage mit dem Zuge fahren müssen, wenn ich den gewöhnlichen Reiseweg gewählt hätte, der die Drakensberge umgeht. Ich entschied mich aber für den kürzeren Weg zu Pferd über die Berge und legte so die Strecke in 18 Reitstunden zurück.

Im Juni und Juli veröffentlichte ich eine Serie von Artikeln über „Ländliche Organisation unter den Eingeborenen der Transkei“ in der Zeitung „Territorial News“. Einige Weiße in der Transkei waren gegen die Errichtung von ländlichen Kreditgenossenschaften oder Volksbanken unter den Eingeborenen und drohten sogar mit Schlägen. In diesen Artikeln suchte ich den Weißen unsere Pflicht klarzumachen, den Schwarzen zu helfen und wie töricht es sei, wenn sie sich dem rechtmäßigen Trachten der Eingeborenen und ihrer Versuche, sich zu verbessern, entgegenstellten. Sobald der erste Teil der Artikelreihe erschien, bekam ich ein Telegramm von der Regierung mit der Bitte um die Erlaubnis, 2000 Exemplare dieses Artikels als Flugblatt drucken zu dürfen zur Verteilung an die Gebildeten unter den Eingeborenen der Transkei. Im Oktober erhielt ich einen Brief aus Frankreich von einem Mitglied der Französischen Akademie mit der Bitte um Übersendung eines dieser Flugblätter; es wundert mich, wie dieser Artikel seinen Weg nach Frankreich finden konnte.

Am 29. Juni wohnte ich der Eröffnung des neuen Seminars für eingeborene Priester in der Nähe der Missionsstation Mariatal bei als Berichterstatter der Zeitung „Southern Cross“ von Kapstadt. Vom 1. bis 3. Juli hielt ich Vorträge in einer Lehrerkonferenz in der CAU. zu Durban. Auf der Rückreise nach Mariatzell (250 Meilen) mit dem Auto gab es nur sehr schlechte Wege, die eine Hälfte des Weges ging durch tiefen Schmutz, die andere durch Schnee; denn auch in Natal fällt zuweilen Schnee und wenn in Europa der schöne Sommer herrscht, so haben wir in Südafrika Winter.



St. Georgen a. Längsee (Klosterhof von der Südseite und Kirche aus gesehen)
Photo: Sauerland, Wernberg

Am 27. Juli sprach ich in einer Versammlung der CAU. in Johannesburg und am 31. Juli in Mafeking, vom 4. bis 11. August wieder in einem Ferienkurs für eingeborene Lehrer in der Stadt Mochudi (10 000 Einwohner) und veranstaltete auch mit den Lehrern Spiele im Hause und im Freien. Am 4. und 9. August sprach ich zu den Eingeborenen von Mochudi in ihrer deutsch-reformierten Kirche. Den katholischen Missionaren ist es noch nicht erlaubt, dort Fuß zu fassen; ich war der erste katholische Priester, der zu diesen Leuten redete. Auf der Rückreise sprach ich vier Stunden lang in einer Versammlung von 70 Männern und Frauen im Hause des eingeborenen Dr. Molema in der Stadt Mafeking, am 21. August zu 50 Zuckerrohrfarmern der protestantischen Tsafa-Mission und am 23. August zu den Studenten von Mariannhill. Am folgenden Tage gab ich dem Bantu Studienzirkel (50 Studenten) an der Universität von Mariburg eine Vorlesung über meine Arbeit unter den Eingeborenen.

Auf Ersuchung der Regierung von Transkei reiste ich vom 18. September bis 28. Oktober durch alle 19 Distrikte der Transkei und durch die sieben von Pondoland. Auf dieser Tour legte ich 1500 Meilen mit dem Auto zurück. (Fortsetzung folgt).

Ich möchte darauf hinweisen, daß zu der katholischen Aktion auch das weite Gebiet der Missionstätigkeit unter den heidnischen Völkern zu zählen ist. Die katholische Aktion ist nicht in erster Linie auf Einzelseelsorge eingestellt, sie geht auf das allgemeine Missionsziel in Heimat und Übersee. Sie muß den Blick auf das Ganze richten, auf die großen Ziele der Weltchristianisierung.

Fr. Steffen.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Schluß)

Aus den benachbarten Hütten schauten hie und da erstaunte Gesichter. Was bedeutete das? Der weiße Mann Gottes ging in die Höhle des Wüterichs?

„Was willst du tun?“ rief ein junger Katechumene ihm zu. „Das Ungeheuer fährt zur Hölle, noch in dieser Nacht. Vater, freust du dich nicht auch?“

„Komm, geh mit mir, du sollst mir helfen, sprach der Missionar statt aller Antwort.

Widerwillig kam der Mann näher.

Pater Werner bedeutete ihm, das Weib zu entfernen, und ging dann selbst voran in die Hütte.

Auf einem zertwühlten Lager zu ebener Erde lag eine Gestalt, schrecklich anzusehen — Mufarut. Die Kleider hatte er sich in Wut und Qual halb vom Leibe gerissen, das Haar zerzaust, das aufgedunsene Gesicht im Wahnsinn des Schmerzes zerkratzt. Die Augen rollten fürchterlich in den Höhlen. Verzweiflung stierte aus dem Blick, in dem Entsetzen war — und der Tod.

Schauerlich hallte das Stöhnen und Fluchen des Gepeinigten durch den dumpfen Raum. Die greulichen Fetische an der Wand grinsten unheimlich auf das düstere Schauspiel herab, sie schienen an der Todesqual ihres getreuen Dieners Vergnügen zu haben.

Der Missionar trat langsam zu dem Sterbenden — denn ein solcher war Mufarut, das sah er. Mit wildem Blick sah dieser den Diener des „weißen Gottes“ an seinem Lager stehen. Mit einem grauenhaften Fluche wollte er aufspringen, sank aber ächzend wieder zurück. Ein furchtbares Gift mußte es sein, das in seinem Körper wühlte.

„Ha, bist du gekommen, um meine Qual zu sehen?“ schrie er im Wahnsinn. „Wo hast du den andern? Ha — das Messer Mufaruts trifft gut.“

Er lachte, ein schreckliches Lachen. — „Und dafür sandtest du Karullu ins grüne Moor. — Willst du auch Mufarut holen? — Er will nicht! Geh zur Hölle, bleicher Teufel!“

Der Tobende wandte das Gesicht zur Wand und stöhnte laut.

Mit tiefem Erbarmen schaute der Missionar auf den Verzweifelnden.

Er hatte ganz vergessen, daß der Feind des geliebten Mitbruders vor ihm lag. Er dachte nur das eine: der da im Tode röchelt, ist ein Unglücklicher, und seine Seele ist in Gefahr.

„Mufarut, Bruder, kann ich dir helfen?“ Liebedoll neigte er sich über ihn.

Mit einem Ruck fuhr der Kranke herum und stierte den Frager an. Er vergaß sogar sein Stöhnen und seine Schmerzen. Was war das? War das ein Todfeind, der zu ihm sprach?

Vor Staunen blieb ihm das Wort im Halse stecken. Pater Werner erwartete auch keine Antwort. Er nahm sein Arzneikästchen und gab ihm eine schmerzlinde Arznei, die schon nach kurzer Zeit wirkte. Mufarut ließ alles mit sich geschehen. Es mochte ein großes Wunder sein, das er in des weißen Mannes Augen gelesen.

Bald wurde der Todkranke ganz ruhig. Pater Werner kniete neben dem Lager nieder. Da sah er nun den furchtbaren Mann, den Schrecken des Stammes, den bösen Genius des toten Häuptlings, einem gefällten Baume gleich, elend, dem Tode verfallen vor sich liegen. Für sein leibliches Leben konnte er nichts mehr tun. Aber seine Seele! Dieser dunklen, wahngefangenen, schuldbeladenen Seele die Pforten zum Lichte zu erschließen, dieser Gedanke erfüllte ihn mit heiliger Leidenschaft.

„Gott, gib mir diese Seele! Laß sie den Preis für meines Bruders Blut sein!“ flehte er mit Inbrunst.

Finster und forschend fühlte er den Blick des Götterpriesters auf sich ruhen. Er gab ihn zurück, gütig und milde.

„Warum tötest du mich nicht? Hast du keinen Dolch? Sieh, dort an der Wand, da hängt er, der das Blut des weißen Mannes getrunken hat. Töte mich doch!“ Dumpf, mit lauermendem Blick stieß er es hervor.

„Laß das, armer Mann. Das habe ich dir längst verziehen. Mein Bruder auch. Er ist im Himmel und betet für dich, damit auch du den Gott, den wir lieben, kennenlernst.“

In unglaublichem Staunen starrte der Gözendienner den Priester an. Das war ja unerhört. So etwas von Feigheit konnte es doch nicht geben. Oder war es etwas anderes? Sollte der Gott dieser Bleichgesichter, den er verachtete, weil er sich hatte treuzigen lassen, doch besser sein als seine Gözen, an die er selbst nicht glaubte, die in seiner Qual nichts für ihn hatten als blöde Grimassen?

„Gib mir das Bild drüben von der Wand,“ herrschte er im alten Gebieter-tone.

Der Katechumene, der mit dem Pater

gekommen war, griff verdrießlich nach dem Fetisch und reichte ihn dem Kranken. Man sah es ihm an, lieber hätte er ihm einen Fußtritt gegeben. Ein verweisender Blick Pater Werners machte ihn etwas freundlicher.

Mufarut nahm die Götzenfrage und schleuderte sie mit letzter Kraft in weitem Bogen gegen die Tür, daß sie mit grellem Mißton zershellte.

„Fahr zur Hölle, verdammter Göze!“ schrie er. „Kannst mir doch nicht helfen.“

„Über dieser Gott kann dir helfen, wenn du willst,“ sprach der Missionar sanft und zog ein kleines Kreuz aus der Tasche. „Er leidet wie du, und er leidet für dich.“

Lange blickte Mufarut auf den gekreuzigten Gott. Dann wandte er den Blick zur Wand.

„Er ist zu arm und feige, dein Gott,“ murmelte er abwehrend. „Warum hängt er so erbärmlich da? Hatte er denn kein Messer, sich zu wehren? Oder hatte er keinen Mut?“

„Er wollte es nicht. Er wollte geopfert werden, um uns den Himmel aufzuschließen, der ohne seinen Tod verschlossen blieb. Das ist ein großes Geheimnis, das wir erst begreifen, wenn wir einmal zu ihm kommen. Dieser Gott aber liebt alle Menschen, er verzeiht alles und will alle glücklich machen für ewig. Auch dich, mein Bruder.“

„Mich soll er lieben — dein merkwürdiger Gott, mich, der ihn haßt und gerne tausendmal getötet hätte. Wenn du meine Taten kennstest, würdest du bald nicht mehr hier sein.“

„Der liebe Gott kennt sie. Er weiß alles und liebt dich doch. Er hat es einmal selbst gesagt: Wenn eines Menschen Sünden auch so rot wären wie Scharlach und so zahlreich wie der Sand am Meere, sie sollten alle getilgt werden.“

„Rot wie Blut sind meine Sünden — der Teufel weiß es und vergißt es nicht. Er wird mich holen! — O, da — da ist er schon —“

Der Kranke sprang in wildem Schrecken zur Tür, durch die die alte Dienerin eben verstohlen hereinschaute.

Keuchend, schweißgebadet sank Mufarut wieder aufs Lager. Werner besprengte ihn mit Weihwasser. Leise sprach er die beschwörenden Worte des Exorzismus und machte dreimal das Kreuzzeichen über den laut stöhnenden Kranken.

Dann trat er geräuschlos zu den Fetischstrahlen, deren wohl ein Duzend im Raume hingen, und warf sie ins Feuer.

Leise trat er dann wieder zu Mufarut und nahm dessen Hand in die seine.

Der sah ihn an mit großen, dunklem Blick, lange. Namenlose Angst sprach aus den schwarzen Augen. Oder war es Reue? Griff die Gnade nach diesem armen, irreführten Knechte der Finsternis? Umschwebte ihn das Gebet und Lebensopfer des verklärten Bruders? Pater Werner fühlte es erschauernd, ein außerordentliches Werk der göttlichen Gnade bereitete sich vor in dieser Hütte, die so lange die Freistatt der bösen Geister war.

Doch der Engel des Lichtes hatte einen langen, erbitterten Kampf mit den Geistern der Finsternis zu bestehen, die diese Seele ein Leben lang beherrscht hatten und sie nicht lassen wollten.

Längst war die Nacht hereingekommen. Pater Werner merkte es kaum im Ringen um das ewige Geschick seines Feindes. Eine Fackel beleuchtete gespensterhaft das qualverzogene Gesicht des Götzenpriesters.

Schon graute der Morgen, und noch war der Sieg nicht entschieden.

Bleiern lag die Mattigkeit in des Missionars Gliedern. Die Natur verlangte ihr Recht. Er achtete es nicht. Wie leicht konnte, während er schlief, der Tod kommen und diese noch unerlöste Seele mit sich nehmen ins ewige Dunkel.

Endlich, als der Morgen schon hell durch die Fensterlöcher schien, wandte Mufarut sich zögernd zu dem Priester:

„Ist der weiße Gott auch so — so gut wie du? Hätte er das auch getan, daß er bei mir geblieben wäre die ganze Nacht? Wenn — du mir — das sagen kannst, — so will ich —“

Er stockte, als hätte er schon zu viel gesprochen.

„O Bruder, tausendmal gütiger ist er. Wollte ich dir von seiner Liebe erzählen, ich käme nicht zu Ende.“

Flüsternd begann er dem horchenden Götzenpriester wieder zu erzählen von den vornehmsten Liebestaten Gottes in der Erlösung. Der Kranke lauschte offenen Mundes der Wundermär.

Pater Werner aber merkte plötzlich, wie sein Atem rascher und röchelnder wurde und der Blick starrer; das Auge wurde gläsern.

Erschrocken griff er nach dem Wasser, das der Katechumene ihm besorgt hatte.

„Mufarut, glaubst du an Gott den Dreifaltigen, und verlangst du nach ihm?“ fragte er laut, mit beschwörender Stimme. Ein letzter kurzer Kampf, und ein gebrochenes „Ja!“ rang sich aus der röchelnden Brust.

„Bereust du alles, was du Böses getan?“

Eine mächtige Bewegung ging über des

Sterbenden Blicke. War es ein letztes Wehren, Aufbäumen der Tyrannennatur? Aber das düstere Flackern im Auge erlosch, so jäh es gekommen, und eine Träne drang schwer aus dem halbgebrochenen Auge. Er sprach nichts, aber sein Blick, sein ganzes Gebaren schien Reue, die Reue des Schwächers über ein verlorenes, ruchloses Leben.

Es war die höchste Zeit. Pater Werner nahm das Wasser und goß es über des sterbenden Götzpriesters Haupt.

„Paulus, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Laut und feierlich hallten die gewaltigen Worte, die lebenslange Höllebande sprengen, die schwarze Seelen kinderrein waschen, die Himmelstore erschüttern.

Der Missionar hatte das Empfinden, als müßte bei diesen allmächtigen Worten ein Schwarm böser Geister, die hier bisher gehaust, besiegt und knirschend fliehen, und als stiegen die heiligen Engel Gottes hernieder voll Dank und Freude über diesen in zwölfter Stunde Befehrten.

Nach einiger Zeit beschien die Tropensonne, die schon jengend durch die kleinen Spalten des Hauses brannte, einen Toten.

Pater Werner betete die Sterbegebete und schickte sich an, die Leiche zu waschen und umzukleiden, eine Arbeit, die all seinen Mut in Anspruch nahm. Er holte sich ein paar Neuchristen aus den nahen Hütten. Die Befriedigung, nun von beiden schrecklichen Tyrannen erlöst zu sein, ließ diese Leute ihre Abneigung überwinden. Die alte Giftmischerin, die ihrem Gebieter hinterlistig den Gifftod gegeben, war verschwunden. Sie hatte hier nichts mehr zu tun. Ob sie gegangen war, die dreißig Silberlinge zu holen —?

„Ihr fannet Böses, Gott aber wandte es zum Guten!“ ging dem Missionar das Wort des ägyptischen Joseph durch die Seele.

„Was bist du für ein Wundermann, weißer Vater, daß du diesen Tiger zum Lamm machtest?“ sprach einer der Neuchristen voll Staunen, als sie fertig waren.

„Das hat unser guter Gott getan. Er hat seinen Feind mit Liebe geschlagen.“

„Meinst du, daß — er nicht beim schwarzen Geiste ist?“ meinte ein anderer enttäuscht. Die ehrlichen Rothäute konnten es nicht fassen, daß der grausame Mufarut für seine schwarzen Taten nun den Himmel haben sollte.

„Er wird so wahr in den Himmel kommen wie der Schwächer am Kreuze, von dem ich euch leßthin erzählte.“

„Auch Karullu?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete der Missionar traurig. „Ich habe ihn nicht sterben sehen.“

„Er schrie doch auch zum weißen Gott, als er im Sumpfe steckte. Der hat ihn aber stecken lassen. Es geschah ihm recht.“

Ein Jubellaut ging durch Pater Werners Seele. Auch dieser?

„Er rief zum lieben Gott? Hast du es gehört?“ Er griff den Christen bei der Schulter. „Sag die Wahrheit!“

„Georg hat noch nie gelogen.“ Er berief sich auf seinen Christennamen. „Hättest du ihn sehen sollen, den schwarzen Sünder, wie er heulte und winselte, ehe ihn der Schwarze holte. Geradeso wie der arme Kuluba, der Mann der Mikami, vor acht Jahren. Karullu hat dazu gelacht. Das haben wir nun auch getan.“

„Ihr seid noch halbe Heiden,“ verwies der Missionar strenge. „Was tat Karullu dann?“

„Er schrie immerfort zum weißen Gott. Wenn er ihm helfe, wolle er — Weiter ist er nicht gekommen. Das grüne Moor hat ihm den verfluchten Mund gestopft.“

Pater Werner ließ die Leute stehen und ging heim. Er mußte allein sein. Sein Herz war so voll überschwenglichen Dankes gegen Gott, daß er alles, den Schmerz um den toten Mitbruder, das Heimweh und Alleinsein und die lähmende Müdigkeit, vergaß. Seine Seele jubelte über den herrlichen Doppelpreis, den Gott ihm für das Blut des Bruders bezahlt hatte.

„Dank dir, verklärter Bruder! Bitte weiter für mich am Throne Gottes!“ betete er innig, als er wieder vor dem Tabernakel kniete.

Dann brachte er für die beiden das heilige Opfer dar, zu dem sich auf den Klang des Glöckleins viele Christen einfanden.

Nach der heiligen Messe legte er seinen Pfarrkindern noch einmal wieder zündende Gedanken über christliche Nächsten- und Feindesliebe in die Seelen.

Er selbst tat einen heiligen Schwur zu Füßen des Tabernakels: unter seinen roten Kindern im Heidenlande zu leben und zu sterben! —

Einige Wochen später kamen die beiden Sendlinge zurück. Mit ihnen Bruder Rhabanus, ein kaum dem Noviziat entwachsener Jüngling, den es stürmisch nach dem Missionskreuz verlangte. Und, wie er Pater Werner in einer stillen Stunde vertraute, nach der Palme, die seinem Vorgänger geworden war.

„Gernach, mein Sohn, lächelte Pater Werner nachsichtig. „Die Wirklichkeit sieht meist ein wenig anders aus als kühne Jünglingssträume.“

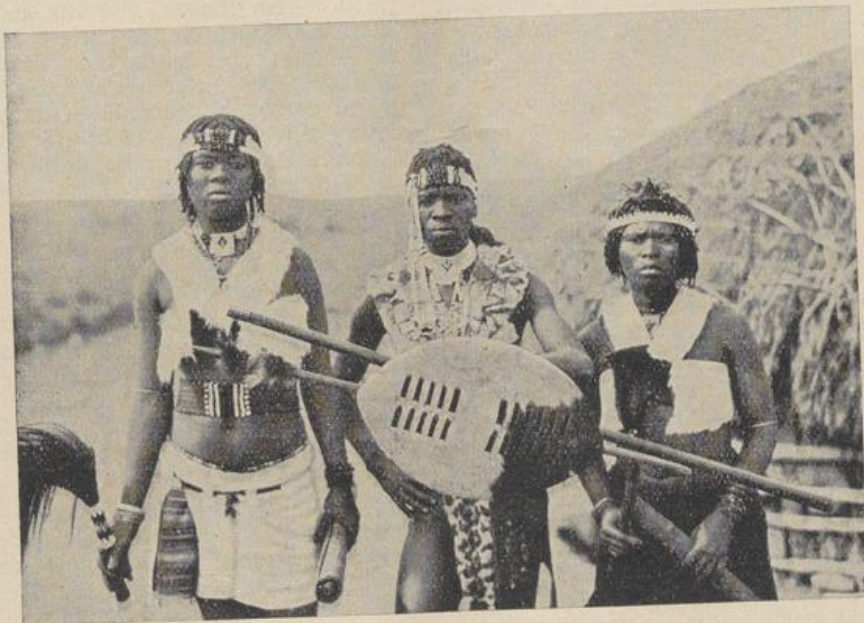
Auch Nachrichten aus Europa hatten die drei mitgebracht. Pater Werner griff zuerst nach einem Brief aus L. Er war vom Pater Rektor. Aberaus liebevolle Worte richtete der an den geistlichen Sohn, die ihm und seinem Mitarbeiter vollste Anerkennung für ihre bahnbrechende Missionsarbeit aussprachen. Dann kam er auf Pater Werners Herzübel zu sprechen, von dem der Pater Visitator ihm nach seiner Rundreise durch die Missionsgebiete erzählt hatte.

den Missionar für Minuten gefangen nahm. Besonders die so lange entbehrte geistige Anregung war es, die ihn mit Allgewalt zum Nachgeben drängte.

Da aber stand groß und heilig sein Gelübde von jenem Morgen, da er von Mufurats Sterben heimkam, vor seiner Seele. Und ein heroischer Entschluß reifte in ihm.

„Ich bleibe!“

Das war seine Antwort auf das lodende Anerbieten. Und davon würde er nie



Zulufrieger mit Wahrsagerinnen

Photo: Mariannhiller Mission

— Ihr Elternhaus, das Ihre Verwandte, Fräulein Heltorf, in großmütiger Weise zu einem Missions-Erholungsheim herrichten ließ, wurde bereits vor einem guten halben Jahre in Benutzung genommen. Selbstverständlich haben Sie das erste Anrecht auf einen Erholungsaufenthalt in Ihrem Vaterhause. Die Vertretung steht zu jeder Zeit bereit. Ich erwarte Ihre baldige Außerung —“ so schrieb der Obere, der noch nicht um Bruder Rudolfs Tod wußte.

Wieder griff das Heimweh nach Pater Werner. Er sollte die Heimat wiedersehen nach diesen schweren Jahren? Sollte wieder unter den alten Bäumen im Parke wandeln? Am stillen blauen See weilen, die lieben Menschen wiedersehen, die ihn mit Jubel empfangen würden? Mit Ruth all das mannigfache Erleben austauschen dürfen? Sollte ruhen, ruhen dürfen im Frieden der Heimat?

Es war eine lodende Verjuchung, die

um Fingersbreite weichen, konnte kommen, was wollte. Warum sollte er dem natürlichen Menschen, der längst an das entsagungreiche Leben des Missionars gewöhnt war, wiederum Konzessionen machen, die sich bei der Rückkehr rächen würden? Warum von neuem das wohlige Leben und die Bequemlichkeiten zivilisierter Sphären genießen, wo er, Opfer zu bringen, ausgezogen war? Seine Christen verlassen, die noch eben um den Verlust des Mitbruders trauerten? Und sein Missionswerk, das eben jetzt neues Aufblühen versprach, nun die schlimmsten Widersacher beseitigt waren?

„Nie und nimmer! Nur der Tod soll mich von meinem Posten reißen!“

Laut hatte er es gesagt in kraftvollem Entschluß.

Er griff zum zweiten Briefe. Er war von Dr. Reinert. Froh öffnete er den Umschlag. Er freute sich doch, aus der Heimat zu hören. Ein kleines Zettelfchen fiel

aus dem Doppelbogen. Es trug in ungelassenen, zitterigen Zügen Ruths Handschrift —

Was war das? Vater Werner wurde erregt, als er die kaum leserlichen Worte entzifferte:

„Herbert, zum letzten Male grüßt dich deine Schwester. Im Himmel warte ich auf dich. — Ruth.“

Der Missionar fühlte sich bleich werden. Das Blatt sank ihm aus der Hand. Was bedeutete das? Was war geschehen? War Ruth nicht mehr auf Erden?

Mit unsicherer Hand griff er nach Reinerts Brief.

„Lieber Herbert!

Der kleine Bettel hat Dir alles gesagt. Und so brauche ich mit der Trauerkunde nicht zurückhalten. Ruth — unsere Ruth ist nicht mehr. Der gute Engel unseres Hauses, die unersetzliche Samariterin und liebe Freundin aller, die litten, ist tot. Kannst Du es fassen, daß sie, die noch vor kurzem in bester Gesundheit ihrer Liebesarbeit so nachging, nun im Grabe liegt?

Wie es kam? — Du kennst den „Litterstoffer.“ Und erinnerst Dich vielleicht, wie er vor Jahren den Wagen Deiner Eltern beschloß und Ruth leicht verlegte. Zu diesem Subjekt wurde ich eines Tages gerufen. Ich fand einen unheimlichen Gast in der elenden Kammer — die schwarzen Posten. Unverzüglich ließ ich den Kranken zum Hospital bringen und isolieren. Zu Hause erzählte ich den Fall Ruth und Melitta. Ruth sah ich nachdenklich werden, aber damals fiel es mir nicht weiter auf. Wer pflegt den Kranken?“ fragte sie. „Schwester Martha ist bei ihm,“ gab ich Bescheid. Ruth wurde erregt. „Die junge Schwester mit der schwachen Lunge bei einem Pockenkranken? Aber das geht doch nicht! Sie wird sich den Tod holen.“ Ich beruhigte sie mit dem Hinweis, daß alle Schwestern bis zur Grenze des Möglichen in Anspruch genommen seien, und daß tunlichst für Abwechslung gesorgt werden würde. Ruth ging bald. Ihr merkwürdiges Wesen fiel mir auf. Sie verabschiedete sich umständlicher und zärtlicher, als es sonst ihre Art war, von den Kindern und sah noch oft zurück. Hätten wir sie nicht fortgelassen.

Als ich am andern Morgen ins Hospital kam, erfuhr ich, daß Ruth im Isolierhause sei und den Stoffer pflege. Sie war schon am Vorabend gekommen und hatte sich nicht abweisen lassen. Was war zu tun? Du kennst ihren starken Willen. Ein doppeltes Motiv mochte sie leiten. Sie

wollte edle Rache an dem rabiaten Kumpen nehmen und Leib und Seele dem Leben zurückgewinnen.

Vierzehn Tage stand der schwarze Gast an Stoffers Lager. Dann ließ er wider Erwarten ab von seinem Opfer. Er hatte sich ein edleres ersehen. Als Stoffer mit seinen blöden Augen wieder ins neugeschenkte Leben sah, da lag seine hochherzige Pflegerin im höchsten Fieber — hoffnungslos. Ich sah es bald, daß jedes Hoffen Torheit sei. Daß mich schweigen von jenen harten Tagen. Sie litt und starb, wie die Heiligen Gottes sterben. Niemand als Schwester Melitta, der Beichtvater und ich haben dieses kostbare Sterben gesehen. Sie hatte wenige lichte Augenblicke. Nur die letzte Stunde war klar und voll Frieden. Da schrieb sie die wenigen Worte für Dich auf.

Eine Stunde später war ihre Seele bei Gott.

Nun weißt Du alles.

An der Seite Deiner Eltern haben wir sie begraben. Aber ich weiß, Du suchst sie anderswo. Du wirst es leichter — oder doch anders tragen als wir. Bei Euch Höhenmenschen ist Überwinden das tägliche Brot. Vielleicht, daß ihre Seele Dir nun näher ist als früher.

Durch unser Haus, durchs Kinderheim, durch die Stadt geht eine einzige Klage. Kaum einer war in dem ungeheuer großen Leichenzug, dem diese edle Priesterin der Caritas nicht in irgendeiner Weise Gutes getan hatte. — Vielleicht hörst Du es als Seelenfischer gern, daß der Mann, für den dieses unersetzliche Leben geopfert wurde, wieder zur Kirche kommt und seine Umsturzideen usw. gründlich aufgesteckt hat. Und jeden Tag soll er zum Kirchhof gehen und an einem Grabe der Wernerschen Familiengruft beten und weinen. So erzählen die Leute — Uns kann es wenig trösten. Opfer und Preis waren zu ungleich.

Ob Dich andere Geschehnisse heute interessieren? In unserm und im Kinderheim steht alles auf Halbmast. Melitta will sich nicht trösten lassen. Sie kann der Freundin nicht entraten. (Ihr Gatte auch nicht.) Und die Kinder —? Ruth und Herbert sind groß und verständig genug, um den Verlust schwer zu empfinden. Ich bin überzeugt, wäre in der ersten Trauerzeit der Stoffer in unser Haus gekommen, es wäre ihm schwerlich hold ergangen. — Ruth mit ihren vierzehn Jahren ist ein großes Mädchen geworden. Man merkt, sie hat bei ihrer hochseligen Patentante Schule genommen. Aber die Meisterin ist ihr zu früh gestorben. — Herbert trägt die rote

Mühe. Unsere Bekannten sagen, mit solchen Augen hätte auch der Tertianer Herbert Werner einstmals in die Welt geschaut. Daß sie recht hätten! Er feiert immer noch im Turmzimmer seine kindlichen Mythen: Hochamt, Vesper — Gestern drangen sogar die distreten Klänge des päpstlichen Segens durchs Haus. Weißt Du noch, wie wir ihn zum Heidenapostel stempelten? Vielleicht will er dieser Bestimmung mannhaft gerecht werden.

In gemeinsamem Schmerz grüßen wir Dich alle!

Hans und Melitta.

P. S. Bist Du in der Lage, umgehende Gerüchte, die von Deinem demnächstigen Erholungsurlaub im Hause Deiner Väter wissen wollen, bestätigen zu können? Wir erwarten Dich mit Sehnsucht.

D. D."

Pater Werner ließ den Brief sinken und stützte den Kopf in die Hand. Auf solche Kunde war er nicht gefaßt. Ruth war nicht mehr auf Erden? Vom heißen mit-täglichen Erntefeld hatte Gott sie heimgerufen zu frühem Feierabend?

Fragend stand der einsame Missionar wieder, wie in jener blutigen Nacht an des Mitbruders Leiche, vor den ewigen Ratschlüssen. Aber er heischte keine Antwort. Der letzte Weltentag oder sein eigener letzter mochte sie bringen.

Er wußte, warum solch ein wertvolles Leben ausgelöscht wurde für ein wertloses. Der geheimnisvolle Wert der Menschenseele, der einst ein unendlich wertvolleres Leben ans Schächerholz schlug, hatte auch das teure Leben der Schwester als Preis gefordert.

„Meine Wege sind nicht eure Wege und meine Gedanken nicht eure Gedanken!“ Dieses Gotteswort ging dem einsamen Priester stärkend durch die Seele, verwies jegliche Frage auf den enthüllenden Tag der Ewigkeit.

Er freute sich nun doppelt, daß er auf eine Heimreise bereits verzichtet hatte. Reinert hatte recht, Ruths verkürzter Geist war ihm ja nun näher als einst. Was durfte es ihn anfechten, daß sie die fesselnde Körperhülle abgestreift hatte und aus der lichten Seelenheimat auf ihn und sein Werk herabschaute. Da oben im Lichte wollte er sie alle suchen, die von ihm gegangen waren: die Eltern, den Mitbruder und Ruth.

Wie immer in solchen Stunden, so trug der Missionar auch jetzt wieder seinen großen Schmerz zu seinem treuen Gefährten im Tabernakel. Der auch einst schmerzlich das Zerreißen edler Herzensbände emp-

fand, er konnte auch sein Weh verstehen und verklären.

Als er wieder aus dem Kirchlein trat, sah er den neuen Mitbruder aus einer Waldlichtung kommen — der Pater staunte — mit großem Gefolge. Es war ein urförmlicher Aufzug. Männer, Weiber und Kinder, hinkende Greise und runzlige Mütterchen in buntesten Festkleidern hüpfen und tanzten daher. Als sie Pater Werner sahen, begann auf Kommando ein ohrenzerreißender Lärm. Musik sollte das sein. Die Männer mit Schilden und Knüppeln und Weilen, die Weiber und Kinder mit allerlei Kochgerät.

Pater Werner war sich gleich darüber klar, es sollte eine Huldigung, ein Beweis der Dankbarkeit sein und der Freude über die Ankunft des neuen Missionars. Tureba und Tokiba, die hochbefriedigt von der Reise zurückgekommen waren, mochten die Parade veranstaltet haben. Die Anhänglichkeit seiner Schäflein rührte ihn tief.

Eine Zeitlang ließen die Missionare den furchtbaren Spektakel über sich ergehen, obgleich ihnen Hören und Sehen vergehen wollte. Dann gebot Pater Werner mit einer Handbewegung Ruhe und ließ die Leute sich im Gras lagern. In froher Bewegung dankte er ihnen für ihre Ergebenheit und ermahnte sie aufs neue zur gegenseitigen helfenden Liebe, insonderheit zur Feindesliebe. Und diese sollten sie sofort an Ort und Stelle durch ein gemeinsames Gebet für die toten Feinde betwählen.

Lautlose Stille. Die ganze bunte Schar sank, ob willig oder unwillig, in die Knie. Die Urwaldbriesen standen lauschend und stimmten rauschend ein in das Beten ihrer wilden Brüder, das wie das Strömen ihrer Wasser hoch über ihre Wipfel hinauf zum großen Gotte der Liebe drang.

„Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern —“ „Amen!“ raunte es wie Engelsflüstern in den Palmen, die des verklärten Blutzeugen Gruft beschirmten.

Dann gab es noch eine urgemütliche „freie Diskussion.“ Zwanglos ergingen sich Pater Werner und sein Mitbruder unter ihren Christen, und alles wurde eingehend erörtert, was so eine ehrliche Rothaut interessieren kann.

Das war Pater Werners letzte Freude an diesem Abend, daß manche, die bisher der Mission ablehnend gegenüberstanden hatten, nun um Zulassung zum Unterricht baten, scheu zwar, aber ehrlich und überzeugt.

Als der Festzug unter Klirren und Klirren und Singen wieder abgezogen war, traten die beiden Apostel zum Abend- und Dantgebet ins Kirchlein.

„Die du mir gegeben hast, ich bitte für sie! — Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen.“

Aber den Urwald und seine Hütten und Menschen sank im Frieden die Tropennacht.

* * *

Die Jahre eilen, und die Zeit flieht dahin.

Auf Ruth Heltorfs Grabe rankt Efeu und Immergrün sich liebevoll am weißen Marmorkreuz hinauf. Und von lieber Hand gepflegt, blühen hier immerfort weiße Rosen, vor allzu heißer Sonnenglut von hohen Lebensbäumen behütet. Auch ein feines Pflänzchen Edelweiß schaut müde zum weißen Kreuze. In seinen welkenden Andern ist Heimweh — Heimweh nach der hohen Alp, die seine Heimat war. Ob es auch hier unten im Tale an lieber Stätte liebevoll gepflegt und umorgt wird — Edelweiß muß sterben — sterben vor Sehnsucht nach seiner heiligen Alp.

„Vater, Tante Ruth hat's immer so gerne gehabt!“ hatte Herbert Reiner, der Sekundaner, bei der letzten Alpenfahrt seinem Vater einen wunderschönen Strauß an kaffender Felsenschlucht gezeigt.

„Ja, nicht wahr, Hans? Sie hatte es lieb. War ja selbst ein Edelweiß,“ hatte Frau Melitta leise gesagt und Herbert angstvoll angeschaut, als er wagemutig den töstlichen Schatz von hoher Klippe holte.

Sie hatten es behütet und gepflegt, Herbert und Ruth, die junge Klosterschülerin.

Edelweiß im Tale aber muß sterben —

Zwei Klosterfrauen kommen an einem Sommertage um die Friedhofskapelle herum auf das Grab zu. Weinend sinkt die jüngere auf der Bank neben dem weißen Kreuze nieder.

Schwester Melitta läßt sie still gewähren. Sie spricht ein Gebet und wendet sich leise zur Mitschwester: „Schwester Lioba, bis nachher im Kinderheim.“

Die junge Schwester nicht nur, schaut aber nicht auf. Das Tor knirscht, und — Maria Birkholt ist allein, allein mit ihrer toten Ruth und mit ihrem großen Schmerze. Eine Weile überläßt sie sich dem Strom der Empfindungen und dem Zug der Erinnerung. Dann steht sie auf und setzt sich auf die weiße Bank neben dem Grabe und hält Zwiegespräche mit der verklärten Freundin. Warum — warum nur mußte

dieses kostbare Leben so früh dahingehen? ging wiederum ein scheues Fragen hinauf zu den ewigen Ratschlüssen.

Ja, und warum mußte im fernen Missionslande ein anderes junges Apostelleben so traurig verbluten —?

Die Antwort war Maria Birkholt längst auf diese Frage geworden. Die Stunde ging noch einmal durch ihre Seele, da die Novizenmeisterin ihren geistlichen Töchtern den Bericht aus der Mission vom Marthertode eines jungen Missionars in Nordbrasilien vorgelesen hatte. Der Blutzuge hieß — Rudolphus Mehren. Ein Schwindel hatte damals nach ihr gegriffen. War's der Schmerz eines geheimnisvollen inneren Strebens und Neugeborentwerdens, — das Pfingstwehen eines heiligen, erneuernden Geistes gewesen —? Schwester Lioba wußte nur, die verklärte Seele des einstigen Freundes hatte in diesem Augenblicke die ihre berührt und ihr sein Erbteil gegeben.

In dieser Stunde war in Schwester Liobas Seele der Missionsberuf geboren worden. —

Jahrelang hatte Vater Werner sich mit dem Plane der Gründung eines Schwesternhauses getragen. Auf die Dauer war weibliche Mitarbeit in der Mission unentbehrlich. Die Schwestern sollten den Unterricht für die Frauen, besonders in Handarbeit und Haushaltung, und die Pflege der weiblichen Kranken übernehmen. Eine hochherzige Stiftung aus der Heimat hatte die letzten Schwierigkeiten gehoben.

Drei Schwestern des heimischen Missionshauses waren für die Station bestimmt. Die eine davon, Schwester Martina, wurde vier Wochen vor der Abreise vom Typhus befallen, und so trat an ihre Stelle auf ihr inständiges Bitten die junge Schwester Lioba.

In diesem Morgen war sie von Nürnberg, der Heimatstadt, gekommen. Vom Grabe der Eltern hatte sie sich den Segen geholt und hatte Abschied genommen von den Stätten ihrer Jugend. Im Elternhause lebte Vetter Berthold mit seiner Elfriede und seinem kleinen Buben, hütete im alten, patriarchalischen Sinne das Erbe der Birkholts.

Nun zog es Maria noch zu den lieben Menschen am See und zu dem teuren Grabe, in das Frau Karitas mit unbegreiflicher Schicksalsband eine ihrer liebsten Töchter allzufrüh gebettet hatte.

Maria Birkholt hatte damals das Schreckliche nicht fassen können, als die Kunde von Ruth Heltorfs Heimgang in ihr stilles Postulat kam. Sie hatte es nicht

glauben können, daß der Himmel das geduldet.

Aber während sie nun auf Ruths Gruft ihrem kostbaren Leben und seligen Sterben nachsann, ging ihr ein Ahnen auf von dem herrlichen Lese und glorreichen Ziele der Freundin, die mit vollem Erntesege schon selig heimgegangen war, wo sie kaum die ersten Garben gebunden hatte. Ein heiliges Begehren ergriff sie nach ihrer Fülle.

Aber wie sie von den weißen Rosen auf Ruths Grabe zu den weißen Wolken am blauen Firmamente aufschaute, ging es durch die ragenden Bypfeissen wie das nahe Rauschen reicher Erntefelder in fernen Bohnen. Wie das Rauschen reicher Ernten, die der Schnitterin warteten.

Da stand Maria auf und kniete abschiednehmend am Marmorkreuz nieder. Sie fühlte die heilige Unrast stürmenden Apostelmuten durch ihre Seele wogen. Nein, sie hatte noch keine Zeit, auszurufen.

„Noch stehen, Hausvater, deine Weinberge in schwerer Frucht — und die Weinlese hat begonnen.“

Mit diesem frohmütigen Gedanken stand sie auf, brach eine weiße Rose von Ruths Ruhestatt und wandte sich zum Gehen.

Da sah sie Tante Elisabeth mit dem Reinertischen Paar durch die Friedhofspforte kommen.

Diese hatte an dem Tage, da ihre Nichte die Zelle aufnahm, eine schöne Heimstatt in Reinerts Kinderheim gefunden. Für die Kinder der „blauen Villa“ war sie die verehrte „Großmama“, für Ruth Heltorf die helfende, immer verstehende, mütterliche Freundin, für die Armen und Kranken des Städtchens eine „Elisabeth“ in des Wortes edelster Bedeutung geworden. Noch heute fühlte sie den Verlust Ruths schmerzlich wie am ersten Tage, und keine Liebe ihrer Umgebung konnte ihr die Lücke ausfüllen. Sie war eine einfachfromme Seele und außerordentlichen, großen Schicksalschlägen in erster Stunde nicht gewachsen. Mit gerungenen Händen stand sie an den tiefen Abgründen, die zwischen Menschenfrage und Menschenlage — und den göttlichen Liebesentungen liegen. Bald aber hatte sie sich wie ein Kind unter die Hand Gottes gebeugt und, mit blutendem Herzen zwar, ihr „Fiat“ gesprochen.

„Eine unsterbliche Seele — auch die des Stoffers — ist alles wert, auch das Lebensopfer einer Ruth Heltorf!“ sprach sie leise, als sie alle am Grabe standen.

„Haben wir nicht ehrlich mit dem Herrgott geteilt?“ sagte Reinert verhalten.

„Und doch nichts verloren,“ sprach veronnen Schwester Lioba.

„Mir ist manchmal, als sei sie gar nicht von uns gegangen,“ flüsterte Melitta leise. „Immer sehe ich sie noch mit ihrem lieben Lächeln zwischen den Kleinen. Die Armen hatte sie ja stets am liebsten. — Aber wir wollen sie doch nun dem Herrgott gönnen — und ihr das Ausruhen. Sie war doch manchmal so müde. Aber das durfte keiner wissen. Einer aber hat's gewußt —“

Am andern Tage reiste Schwester Lioba in ihr Kloster zurück.

Und acht Tage später an Bord der „Victoria“ der neuen Heimat entgegen.

Ein Tag kam, da stand Schwester Lioba an einer Gruft, an der die Erinnerung ihre heiliginnigen Fäden spann von Seele zu Seele. Ein Rauschen ging durch die himmelanstrebenden Waldbriesen, als wüßten sie um große Geheimnisse zwischen Gott und seinen Menschenkindern.

Eben war das Schwesternhaus feierlich eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben worden. Durch die Palmen auf Bruder Mehrens Grab war ein Lächeln gegangen, als die junge Christengemeinde in Prozession vom Kirchlein zum kleinen Friedhof zog, damit auch der schlafende Missionar Anteil an der Feier habe und als verkürter Schutzgeist der Mission das neue Werk segne. Er hatte ja selbst die ersten Bausteine zusammengetragen, als er noch als Baumeister Gottes hier wirkte und schaffte.

Der letzte Klang des Glöckchens war verhallt, die letzte Rothaut in den dunklen Buschwegen verschwunden. Noch stand die Schwester Lioba mit ihren Gefährtinnen an der stillen Gruft unter den Palmen. Die Überfülle der Empfindungen zog sie in die Knie.

„Ob dies der Friede ist, den die Welt nicht geben kann?“ sprach eine Stimme neben ihr. Pater Werner war es, der noch ein Kind getauft hatte und nun heimgehen wollte.

„Diesen kleinen Gottesgarten hat unser Mitbruder noch selbst geschaffen,“ fuhr Pater Werner fort und deutete auf die mit einem einfachen weißen Zaun eingefriedigte Stätte geweihter Erde. „Er ist selbst das erste Samenkorn geworden.“

„Der Sohn des ruhelosen Meeres hat eine gute Heimstatt gefunden,“ sagte Schwester Lioba leise, ihr Missionskreuz in der Hand.

„Für uns ist noch froher Erntemittag. Die Ernte wird immer größer. Das Garbenheimtragen wird einmal herrlich sein; aber wir wollen doch einstweilen nur ans Samenstreuen denken.“

Alle stimmten mutig und lächelnd bei.

Leuchtend schied an diesem Abende die Sonne von der stillen Tropenwelt. Friede war in den Hütten und Herzen der Urwaldkinder, — Friede in den Zellen und Seelen der von geheimnisvoller Gnadenvahl Geweihten, Friede säufelte die Palme über dem Hügel des verklärten Kämpfers.

Selbst durch das dunkle Rauschen der alten Bäume über den Gräbern der einstigen Gottesfeinde ging der Flügelschlag des Versöhnungse Engels und ein Gotteshauch aus Reichen ewigen Erbarmens:

„Friede sei mit euch!“

— Schluß —

Das vollkommene
MESSBUCH
für den Laien
SCHOTT
ein Geschenk fürs ganze Leben

Jede Buchhandlung hat die acht verschiedenen Ausgaben vorrätig

BESTELLSCHEIN

Der Unterzeichnete erbittet vom Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, kostenlos durch die Buchhandlung

1 Prospekt über Schott-Meßbücher

Genauere
Adresse

Der Missionsberuf ist sicherlich der schönste, ehrendste und verdienstvollste Beruf, der sich nach dem Priesterberuf denken läßt; denn er vereinigt in gewissem Sinne alle andern Berufe in sich. Der Missionar ist ein Feldherr, der mutig gegen die Mächte der Hölle ankämpft, um ihr die Beute zu entreißen und sie seinem Herrn und Meister zurückzugewinnen. Furchtlos vertreibt er den Fürsten dieser Welt, Satan, aus seinem Besitztum und pflanzt auf den Zinnen der obersten Festung die Fahne Christi auf. Der Missionar ist ein Baumeister; er arbeitet rüstig an dem herrlichen Tempel, den Christus der Herr auf Petrus gegründet hat und der nach seinem Willen seine Säulen und Hallen ausdehnen soll bis auf die entlegensten Koralleninseln des Stillen Ozeans. P. J. Hättenschwiler SJ.

Wer für das Höchste und Herrlichste zu leben anfängt, wie es die Ausbreitung des Reiches Gottes auf dieser Erde ist, der wird selbst größer und edler. Auch hier gilt das Gesetz: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken.“

Ein Kind Gottes, das des eigenen Friedens froh werden will, wird sich nimmer die Ohren zuhalten, damit es nicht die Hilferufe der armen Heiden hören und helfen müsse. Möchte der Heiland doch keine Seele finden, die durch unsere Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit den ewigen Frieden nicht finden konnte!

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet
Verantwortlicher Schriftleiter: P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Württemberg-Schwaben